Band 981 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Fluch des alten Kriegers



Band 981 ● 2,20 DM

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 18

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275



Der Fluch des alten Kriegers

John Sinclair Nr. 981

von Jason Dark

erschienen am 29.04.1997

Titelbild von Oliviero Berni

Sinclair Crew

Der Fluch des alten Kriegers

»Einen Drink, John?«

Ich nickte Abe Douglas, dem G-man, zu. »Wenn du mich so fragst - immer.«

Er schenkte den Whisky in zwei Gläser. »Den werden wir auch nötig haben.«

Ich nahm mein Glas entgegen. »Ist es so schlimm?«

Abe setze sich. Er schaute ins Leere. »Es ist eine irrsinnige Geschichte, aber ich werde sie dir von Beginn an erzählen. Entspann dich und hör zu…«

Die Raststätte lag im Nirgendwo. Nicht einmal an einem Schnittpunkt zweier Straßen, sondern in der Wüste, in der Einsamkeit, wo der Wind freie Bahn hatte und den feinen Sand in langen Bahnen vor sich hertrug und man an manchen Tagen nicht herausfinden konnte, wo die Erde endete und der Himmel begann. Es war ein Landstrich, der von den meisten Reisenden zügig durchfahren wurde.

Die Raststätte war so etwas wie der Quell in der Wüste, beliebt bei Truckern und anderen, die eine Pause machen und etwas essen wollten.

Zwei Flachbauten, wobei der Anbau als Hotel angesehen werden mußte.

Wer hier übernachtete, der bekam vom Chef persönlich den Schlüssel.

Er hieß Gomez, und wurde wegen seines Vornamens schon mal gehänselt. Seine irische Mutter hatte bei ihrem mexikanischen Ehemann darauf bestanden, den Jungen Lintock zu taufen, und zu diesem Namen stand er. Außerdem fühlte sich Lintock als Chef, und auf sein Kommando hörte man. Die Gäste und auch die Bedienung, von der an diesem Abend nur noch eine Verwandte anwesend war. Maria kochte in der Küche, füllte die Kühlboxen mit Getränken nach und war auch ansonsten unentbehrlich.

An diesem späten Abend putzte sie, während Gomez auf dem Hocker hinter der Theke saß, Zeitung las und hin und wieder einen Schluck von seiner dunklen Kaffeebrühe nahm.

Manchmal schaute er auch über die Zeitung hinweg durch die großen Fenster neben der Tür. Dann konnte er einen Teil des Vorplatzes überblicken, der ziemlich leer war, denn es übernachteten nur wenige Trucker. Der Sommer war verflucht heiß gewesen und die Nächte ungewöhnlich warm.

Das Land war von der brennenden Sonne ausgetrocknet worden. Die Felsen speicherten die Glut tagsüber und des Nachts strahlten sie die gespeicherte Wärme wieder ab. Wenn es windstill war, so wie heute, mußte man sich vorkommen wie in einem Backofen. Die Laternen warfen bleiche Lichtinseln auf den Boden, durch die hin und wieder Staubfahnen trieben wie verlorene Seelen.

Im Lokal war es kühl. Die Klimaanlage arbeitete gut. Gomez hatte sie erst vor drei Tagen überholen lassen. Die Rechnung stand noch aus. Sie würde, ziemlich hoch sein.

Es war relativ ruhig in seiner Gaststätte, und es hätte noch ruhiger sein können, wären da nicht die Stimmen der jungen Leute gewesen, die in der Ecke hockten und die Tacos in sich hineinstopften. Dazu tranken sie Budweiser, was Gomez nicht gefiel, denn zumindest drei von ihnen waren schon ziemlich betrunken. Lintock hatte eine gute Nase, und seiner Ansicht nach roch es nach Ärger, den die vier ihm

machen würden.

Es gab noch einen fünften Gast. Ab und zu schauten die Typen zu ihm hinüber. Ihre Blicke sollten provozieren, doch der alte Indianer ließ sich nichts anmerken. Er saß ruhig an seinem Tisch, trank einen großen Becher mit Milch und aß dazu einen Gemüseauflauf, den Maria ihm zubereitet hatte.

Es schmeckte ihm, auch wenn er langsam aß.

Gomez war es egal, wer bei ihm verkehrte. Ob Schwarze, Rote oder Weiße, wichtig war, daß sie sich benahmen. Doch jede Rasse hatte ihre üblen Burschen, diese Erfahrung hatte er immer wieder gemacht.

Gomez wollte nicht mehr lesen. Seufzend faltete der Fünfzigjährige die Zeitung zusammen, trank seinen Becher leer und schaute auf die Uhr.

Mitternacht war seit dreißig Minuten vorbei. Es wurde Zeit, daß er seinen Laden abschloß, die Tage waren hektisch genug. Die Trucker schliefen bereits und würden sich vor dem Frühstück kaum sehen lassen.

Der Chef rutschte von seinem Hocker. Er trug die Jeans unter seinem Bauch. Der Gürtel war nicht zu sehen.

Fleischig war auch das Gesicht des Mannes, dessen Augen stets einen trüben Ausdruck aufwiesen. Das schon seit seiner Kindheit. Deshalb hatten ihn die Klassenkameraden auch immer den Müden genannt.

Er warf noch einen letzten Blick auf die fünf Gäste, während er zur Küche ging, in der Maria noch putzte. Sie summte ein Lied vor sich hin.

Bevor Gomez die Tür aufzog, stopfte er sein khakifarbenes Hemd in die Hose. Es zeigte unter den Achseln große Schweißflecken.

Am Türrahmen stemmte sich Gomez ab. Er meldete sich mit einem leisen Räuspern. Maria erschrak trotzdem. Aus ihrer gebückten Haltung kam sie hoch und drehte sich um. Sie war schon älter, aber unwahrscheinlich fleißig. Und es machte ihr Spaß, in der Küche zu arbeiten. Sie strich einige Strähnen des grauen Haares zurück, bevor sie Gomez anblaffte. »Schleich dich nicht immer so heran.«

»Das habe ich gar nicht.«

»Doch, hast du!«

Der Wirt winkte nur ab. Es hatte keinen Sinn, sich mit der Frau zu streiten, da zog er sowieso den kürzeren, denn Maria gehörte zu den Frauen, die nicht nachgaben. Das Leben hatte sie hart werden lassen. Sie hatte sich immer durchsetzen müssen. Geschenkt worden war ihr nie etwas. Aber sie war auch eine Person gewesen, die stets auf ihr Äußeres Wert gelegt hatte. Schmutzig kannte man sie nicht, auch nicht nach diesem langen Tag. Sie trug stets eine saubere Schürze, auch wenn sie wie jetzt die Küche gewischt hatte.

»Was willst du denn, Gomez?«

»Nur mal schauen.«
»Dann fahr in die nächste Stadt und besorg dir eine von Garvins Nutten.«
»Stadt nennst du das Kaff?«
»Das sagen doch alle.«
»Aber nicht ich. Ich bin lieber hier als in der schäbigen Stadt.«
»Dann beschwer dich nicht.«
»Habe ich das?«
Maria fuhr sich übers Haar. »So, jetzt raus mit der Sprache! Was ist los?«
»Ich wollte nur mal schauen.«
»Kontrollieren?«
»Nein. Ich will fragen, ob noch alles da ist. Oder ich morgen den Wagen bestellen muß.«
»Eier und Gemüse brauche ich.«
»Die werden sowieso geliefert.«
»Getränke sind noch da«, sagte sie leise. »Da kommen wir über das Wochenende mit hin. Ansonsten brauche wir wirklich erst in der folgenden Woche Nachschub. Es ist ja zur Zeit nicht viel los. Der Sommer ist viel zu heiß.«
»Das ändert sich wieder.«
»Wie ich.«
»Dann geh jetzt schlafen, Maria. Ich haue mich auch aufs Ohr. Für morgen haben sich zwei Busse angesagt. Typen von der Ostküste, die noch nie im Westen waren.«
»Gibt's die noch?«
»Angeblich ja.«
»Die kriegen Steaks mit Bohnen. Und als Nachtisch Pfannkuchen mit Ahornsirup. So haben sie es immer in den Filmen gesehen und den Western-Romanen gelesen. Und das wollen sie auch mal essen.«
»Sehr gut, Maria. Wenn ich dich nicht hätte.«
»Dann hättest du eine andere.«
Gomez wollte lachen, nur blieb ihm das Gelächter im Hals stecken, denn er hatte in seinem Restaurant ein Geräusch gehört, das ihm überhaupt nicht gefiel.
Einen Aufprall, als hätte jemand etwas umgeworfen. Gomez fluchte und dachte sofort an die vier Typen, die ihm von Beginn an schon nicht geheuer gewesen waren. Aber auch der alte Apache wollte ihm nicht aus dem Sinn.
»Was war das?« fragte Maria.
»Keine Ahnung«, preßte Gomez hervor. »Kann aber der Beginn eines Ärgers gewesen sein.«
»Dieser vier?«
»Bestimmt.«

»Und was willst du tun?«
»Hingehen.«
»Und dann?«
»Von meinem Hausrecht Gebrauch machen.«

Maria lachte quäkend. »Die machen dich fertig, Gomez. Die sehen nicht so aus, als würden sie sich das Fleisch vom Hamburger nehmen lassen. Die bestimmt nicht. Du hast zwar noch deinen 45er, aber er ist bestimmt eingerostet.«

Gomez winkte nur ab. Er drehte sich nicht mehr um, als er die Küche verließ, hinter dem Tresen auftauchte, wo er sofort sehen konnte, was sich verändert hatte.

Die vier Typen saßen nicht mehr auf ihren Plätzen. Sie waren aufgestanden und umstanden den Tisch, an dem bis vor kurzem noch der Indianer gesessen hatte.

Aber auch den Gast sah der Wirt nicht mehr. Dafür entdeckte er die Milchlache auf der Tischplatte, und der Rest des Gemüses war in die Flüssigkeit hineingeworfen worden.

Die Hundesöhne hatten Gomez noch nicht entdeckt, da sie zu Boden schauten. Einer, der auch am Abend seine Sonnenbrille nicht abnahm und dessen Haar wie gebleicht wirkte, bewegte seinen rechten Fuß.

»He, Alter, wir haben dir doch gesagt, daß du deinen Fraß vom Tisch fressen sollst. Ihr Roten freßt doch vom Tisch oder von der Erde, nicht wahr?«

Die anderen drei lachten dämlich über den nicht gerade intelligenten Satz.

Erst jetzt fiel Gomez richtig auf, daß die vier jungen Männer alles Weiße waren. Beschissene Rassisten, dachte er und fühlte sich mit dem alten Indianer solidarisch, den er noch immer nicht sah, weil er am Boden hockte.

Der Hellblonde schaute zur Seite. Er entdeckte Gomez hinter dem Tresen. Sein knochiges Gesicht mit den schmalen Lippen zeigte ein Grinsen. »Sieh da, das fette Arschloch ist auch gekommen.«

Gomez stieg das Blut in den Kopf. Auf einmal schwitzte er. Er kam sich vor wie ein Sheriff im letzten Jahrhundert, der von irgendwelchen Banditen im Saloon in die Enge gedrängt worden war. Jetzt drehten auch die anderen drei ihre Köpfe und blickten zu Lintock hinüber.

Der wußte nicht, wie er sich verhalten sollte. Er knetete seine Hände und dachte daran, daß unter der Theke der geladene Sechsschüsser lag. An ihn würde er wohl nicht herankommen. Wenn er ehrlich war, wollte er es auch nicht, weil er davon ausgehen mußte, daß auch die vier Typen bewaffnet waren. Sie gehörten zu der Sorte, die durch die Staaten zogen, Langeweile hatten, aber Fun wollten. Den allerdings auf ihre Art und Weise. Da wurden die Schwachen noch schwächer

gemacht, um das eigene Ansehen zu heben.

Der Indianer war noch nicht zu sehen. Überhaupt kam Gomez die Szene wie erstarrt vor. Er erinnerte sich daran, daß er in diesem Haus der Herr war. So konnte er sich auch nicht feige in eine Ecke verkriechen.

»Geht«, sagte er. »Es ist Schluß! Feierabend! Ich will ins Bett. Hier wird geschlossen!«

Der Hellblonde übernahm wieder das Wort. Zuerst hatte er nur gegrinst.

»Wann du ins Bett steigen kannst oder wir dich in den Sarg legen, das bestimmen wir - nicht du. Aber wenn du willst, kannst du verschwinden. Wichtig ist, daß wir noch genug zu trinken haben, und das werden wir doch - oder?«

»Verschwindet!« Gomez wunderte sich über sich selbst, wie eisern er blieb.

Der Blonde verdrehte die Augen. Er übertrieb dabei wie ein schlechter Schauspieler. Er schaute sich dabei auch um, als suchte er einen Ort, wo er damit anfangen konnte, die Bude zusammenzuschlagen. Einer seiner Kumpane flüsterte ihm etwas zu, und der Blonde trat zur Seite. Im Moment war Gomez für ihn uninteressant geworden, denn der schaute einzig und allein nach unten.

Der Wirt konnte von seinem Standort sehr gut sehen, und was er entdeckte, gefiel ihm nicht. Der Apache war noch da. Er sah seine Hände, die sich um die Tischkante krallten, als der ältere Mann versuchte, in die Höhe zu kommen.

Die vier Hundesöhne amüsierten sich darüber. Sie trieben ihn sogar noch an. »He, Alter, hoch mit dir. Du schaffst es. Du schaffst es wirklich Mach weiter!« Zwei klatschten, und ihre Haarzöpfe wippten dabei.

Der Indianer stand auf. Er hatte große Mühe, auf den Beinen zu bleiben, aber der Tisch war ihm eine Stütze. Jetzt konnte ihn Gomez auch wieder sehen.

Der Mann blutete. Der rote Saft rann ihm aus den Wunden von Gesicht und Hals. Schürfwunden, von harten Fäusten verursacht.

Schmerzen mußten den Indianer peinigen, aber der beschwerte sich mit keinem Wort. Er atmete nur heftig und preßte eine Hand gegen seinen Bauch, wo er sicherlich auch getroffen worden war.

»Rote stinken!« behauptete der Anführer. »Sie stinken widerlich. Und wenn wir essen und trinken, wollen wir keinen Stinker in der Nähe haben. Ist doch klar - oder?«

Seine Kumpane nickten, hatten Spaß und sahen aus, als wollten sie den Spaß fortsetzen.

»Na, Boß, was sagst du nun?«

»Er hat euch nichts getan.«
»Er hat gestunken!«
»Das hätte ich gerochen.«
»Du stinkst auch, Arschloch!«
Gomez stieg abermals das Blut ins Gesicht. Er fühlte sich so verdammt schwach. Diese vier Hundesöhne waren nur mit Gewalt zu vertreiben, aber kam er gegen sie an?
Der Indianer kämpfte gegen seinen Schwindel. Dabei tat er etwas Seltsames, das selbst die Schläger verwunderte und sie stumm werden ließ. Der Mann fing an zu summen. Die Lippen in seinem lederartigen Gesicht hielt er geschlossen. Das Summen drang durch diesen schmalen Mund in unterschiedlich hohen und tiefen Tönen. Es war eine Melodie, die keiner der Männer kannte, aber sie spürten schon, daß etwas von ihr ausging. Und das gefiel ihnen absolut nicht.
So etwas wie Unsicherheit breitete sich in ihnen aus. Sie schauten sich an, sie lächelten vage, sie hoben die Schultern, und der Indianer sang weiter, die Hände gegen die Tischplatte gestützt, den Kopf gesenkt.
»Der hat noch immer nicht genug!« schrie einer der beiden Zopftypen.
»Der will mehr.«
»Kann er haben.«
»Und wie?«
»Wir schaffen in nach draußen. Da steht die Abfalltonne. Die ist groß genug für ihn. Wir stopfen ihn einfach hinein.«
Das war was für die Kerle. Sie hatten ihren Spaß. Sie waren unantastbar. Sie würden hier die Schau abziehen, und Menschen mit einer anderen Hautfarbe waren ihnen egal. »Okay, dann…«
»Ihr laßt ihn in Ruhe!« Gomez erschrak über sich selbst. Er hatte sehr laut gesprochen. Es war einfach aus ihm herausgeplatzt. Außerdem war er auch kein Weißer, auch wenn er sich so fühlte. Wurden Menschen mit anderer Hautfarbe erniedrigt, war er plötzlich solidarisch.
»Ach!« sagte der Superblonde. »Hört mal zu. Das Arschloch hat sich gemeldet.«
»Kaum zu glauben, Chef.«
»Dann muß ich ihm mal das Maul stopfen.« Er grinste wieder und kam auf die Theke zu. »Wetten, daß deine komischen Gäste morgen keinen Kaffee von dir serviert bekommen?«
»Gehen Sie!«
»Meister, ich werde dir zeigen, was es heißt, stinkende Apachen zu bewirten. Damit kommst du nicht durch, du wirst…«
»Stehenbleiben und dein dreckiges Maul halten!«
Diese Stimme überraschte alle. Auch deshalb, weil sie von einer Frau

stammte, die sich nicht versteckt hielt, sondern wie eine Schauspielerin die Bühne betrat. Sie war aus der Küche gekommen und hatte sich scharf nach rechts gewandt, um durch die Lücke in der Theke zu gehen.

Sie war kurz danach stehengeblieben, und selbst dem Superblonden erstarb das Grinsen auf den Lippen, als er die doppelläufige Schrotflinte in den Händen der Frau sah.

»Maria!« rief Gomez.

»Halt du dich da raus!« zischte sie. Dann waren die Hundesöhne an der Reihe. »Habt ihr nicht gehört, was der Chef gesagt hat? Ihr sollt abhauen. Und auch ich bin dafür, daß ihr Fersengeld gebt. Macht euch aus dem Staub, verdammt! Verlaßt dieses Haus! Wenn ihr es nicht tut, werde ich schießen. In dieser Flinte befinden sich zwei Ladungen. Sie reißen euch in Stücke. Ihr könnt sehen, daß die Läufe abgesägt sind. Ihr wißt, was das bedeutet.« Maria fletschte die Zähne. »So wird die Streuwirkung erhöht. Ich kann euch also alle mit einer Ladung zur Hölle schicken, ihr Schweine!«

Die Angesprochenen sagten kein Wort. Sie waren plötzlich stumm wie die Fische geworden. Und sie wußten auch nicht, wohin sie schauen sollten. Ihre Blicke wechselten zwischen der Schrotflinte und dem Gesicht der Frau hin und her. Es zeigte eine große Entschlossenheit. In den Augen stand ein harter Glanz. Selbst der Superblonde bekam dies mit. Er war verunsichert. Er schluckte.

»Was ist? Glaubt ihr mir nicht?«

»Wenn du schießt, dann…«

»Ist es Notwehr, Bursche! Man wird es mir abnehmen. Ich kenne viele Polizisten, sie kennen mich. Sie kommen hierher und trinken ihren Kaffee, und sie werden froh sein, Ungeziefer wie euch aus dem Weg geräumt zu sehen. Das ist unser Haus, und ihr habt Hausfriedensbruch begangen. Das Recht ist auf meiner Seite. Noch leben wir in Amerika, einem freien Land.«

Gomez’ Entsetzen hatte sich in Erstaunen verwandelt und danach in Bewunderung. Er atmete tief aus und schüttelte den Kopf, aber er merkte plötzlich, daß das Auftreten der Frau auch ihm einen Push gegeben hatte.

Wieder dachte er an seinen Revolver hinter der Theke. Wenn er zu Bett ging, nahm er ihn stets mit ins Schlafzimmer. Doch jetzt brauchte er ihn, und Maria gab ihm die nötige Rückendeckung.

Also holte er die Waffe hervor. Sie war gepflegt, da er sie oft genug putzte. Er spannte den Hahn und bewies dieser Sippschaft, daß auch sein Revolver schußbereit war.

»Nun?« flüsterte er. »Was wollt ihr noch? Bleiben…?«

»Nein, nein, wir gehen.«

»Das wurde auch Zeit.«

Der Blonde starrte ihn an. Er nahm sogar seine dunkle Brille ab. Die Augen sahen aus wie helles Eis. »Aber wir kommen wieder, irgendwann werden wir hier erscheinen, um die Rechnung zu präsentieren…«

»Ja, die Rechnung«, sagten Maria. »Ihr habt noch was zu zahlen, denke ich. Zwanzig Dollar reichen, nehme ich an.«

Gomez nickte.

»Auch das«, sagte der Blonde. Er holte aus seiner Hose einen zerknüllten Schein hervor und warf ihn auf die Theke. Dann drehte er sich um, ging einige Schritte, blieb allerdings stehen, als er die Höhe des Apachen erreicht hatte.

Er schaute ihn an. Kurz nur. Dabei nickte er. »Wir werden uns noch sprechen, darauf kannst du dich verlassen. Wir haben dich nicht vergessen.«

Der Indianer stand neben dem Tisch. Er hatte sich nicht gesetzt. Das Blut rann über sein Gesicht, aber er hielt sich aufrecht. »Ja«, sagte er, »das glaube ich auch. Wir werden uns wiedersehen, aber anders, als ihr es euch vorgestellt habt.«

»Ach ja. Wie denn?«

»Wünscht es euch nicht, aber ich sage euch schon jetzt, daß eure Wünsche nicht in Erfüllung gehen werden. Die Tore zum Reich des Todes stehen weit offen für euch.« Der Indianer schaute den Mann starr an, und der Superblonde mußte sich vorkommen, wie jemand, der schon auf der Marterstrecke steht. Er hatte in die Augen gesehen, dann drehte er den Kopf schnell zur Seite.

»Wir gehen!«

Keiner der Kerle sprach ein Wort. Hintereinander marschierten sie zur Tür. Sie verließen die Raststätte, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Gomez eilte hinter dem Tresen hervor. Er lief ihnen nach und schaute zu, wie sie in einen staubigen Cheerokee stiegen. Der Motor des Geländewagens brüllte auf, als wollte er die Wut der vier Insassen in die Dunkelheit hinausschreien.

Dann fuhren sie weg. Reifen wühlten Staub auf, der als Fahne dem Fahrzeug folgte.

»Sie hauen tatsächlich ab!« flüsterte Gomez. »Das kann doch nicht wahr sein.« Er schaute auf seine Waffe. Nicht einen Schuß hatten er und Maria abgeben müssen.

Lintock Gomez fragte sich, ob er tatsächlich geschossen hätte. Er wußte die Antwort nicht. Er würde sie sich auch wohl niemals geben können, das war alles nicht mehr wichtig. Sie hatten ihre Ruhe, zumindest vorläufig, denn die Drohung dieser Typen wollte er auf keinen Fall unterschätzen.

Er ging zurück und wußte nicht, wie er sich fühlen sollte. Entweder

gut oder schlecht.
Irgendwo in der Mitte.

***

Maria kümmerte sich um den einsamen Gast, der jetzt wieder an seinem Tisch saß und sich von der Frau behandeln ließ. Sie hatte heißes Wasser besorgt und tupfte damit das Blut aus dem Gesicht. Sie säuberte auch die Umgebung der Wunden.

Das bekam Gomez am Rande mit, als er den Weg zur Theke einschlug, und sich einen mexikanischen Tequila einschenkte.

Er trank das Glas leer, schüttelte sich und genehmigte sich einen zweiten Schluck. Erst dann begriff er, daß die vier Hundesöhne vertrieben worden waren.

Der Revolver steckte in seinem Hosengurt an der linken Seite, er würde ihn mit ins Schlafzimmer nehmen. Gomez stützte sich auf der Theke ab und schaute zu Maria hinüber, die noch den Apachen versorgte. Im Gesicht zeichneten sich Platzwunden ab, und erst jetzt war zu sehen, warum der Mann kaum sprechen konnte.

Seine Lippen waren geschwollen.

Er flüsterte mit Maria, die ihn anlächelte und sogar über sein graues Haar strich, das er straff nach hinten gekämmt hatte. Auch Gomez mußte lächeln. So besorgt kannte er Maria gar nicht. Er hatte sie bisher immer als kratzbürstig, willensstark und stur erlebt. Aber jeder Mensch hat wohl versteckte Qualitäten oder ändert sich.

Er hörte, wie Maria etwas von Pflastern sprach, die sie holen wollte, aber der Indianer schüttelte den Kopf. Er wollte keine. Er wollte auch nicht länger in der Raststätte bleiben. Er suchte sein Geld, aber Maria wehrte ab. »Nein, nur das nicht. Du kannst bei uns bleiben, Camacho.«

Jetzt erfuhr Gomez, wie der Mann hieß, und er wußte, daß er diesen Namen nicht vergessen würde. Überhaupt war der Apache schon ein komischer Vogel. Er stand auf und bewegte sich dabei wie jemand, der keine Schmerzen hatte. Er richtete sich auf und nahm eine wirklich stolze Haltung ein. Die Haltung blieb auch, als er einige Schritte auf die Tür zuging, dort stehenblieb und wieder anfing zu summen.

Lintock Gomez wollte ihn nach dem Grund fragen, aber er ließ es bleiben, weil er den Mann nicht stören wollte. Der Apache drehte sich.

Mit den Händen vollführte er seltsame Bewegungen, und in seinen Augen veränderte sich etwas. Sie sahen aus, als wären sie gefüllt worden. In den Pupillen zeichneten sich kleine Bilder ab, so zumindest kam es den Beobachtern vor, doch was sich genau in den Augen abspielte, wußten weder Maria noch Lintock.

Dann drehte er sich um und ging.

Wortlos erreichte er die Tür. Und wortlos verschwand er nach draußen.

Schweigend blieben Maria und Lintock zurück. Der Wirt hob noch sein Glas an und leerte die letzten Tropfen. Als er es wieder hart auf die Theke stellte, drehte sich Maria um. Sie war schweigsam geworden. Das kam selten bei ihr vor. Und als sie auf die Theke zuging, da war sie in Gedanken verloren.
»Ich will auch einen Tequila«, sagte sie.
Gomez holte ein frisches Glas. »Einen doppelten.«
»Okay.«
Maria setzte das Glas an und trank es leer. Dann schüttelte sie sich, hob den Kopf und blickte Gomez an. Auf ihrem Gesicht zeichnete sich ein entrückter Ausdruck ab. Zwar blickte sie Gomez an, aber mit ihren Gedanken war sie woanders.
»Und jetzt?« fragte der Wirt.
Maria holte tief Luft. »Er ist etwas Besonderes«, flüsterte sie. »Ich weiß, daß er etwas Besonderes ist.« Sie nickte. »Und er ist auf seine Art und Weise wunderbar. Hast du gesehen, wie er sich verhielt?«
»Ja, passiv.«
»Richtig.«
»Er ist alt«, sagte Gomez.
Maria zeigte ein dünnes Lächeln. Sie tat so, als wüßte sie mehr, viel mehr. »Ja, alt ist er«, stimmt sie zu. »Aber nicht senil. Er verfügt über ein immenses Wissen.« Sie nickte vor sich hin. »Er ist mächtig. Er hätte sich nicht zusammenschlagen lassen müssen. Und das haben die Drecksäcke getan. Sie haben ihn zusammengeschlagen, aber er hat sich toll gehalten. Er hat auf keinen Fall seinen Stolz verloren, und so etwas ist ebenfalls wichtig. Man kann vor ihm nur den Hut ziehen, und ich bedauere schon jetzt die vier Kerle, obwohl sie es nicht verdient haben.«
Gomez räusperte sich. »Wieso bedauerst du sie?«
»Weil die Rache des Kriegers schrecklich für sie sein wird.«
»Hä?« Gomez verzog den Mund. »Du sprichst hier von einer Rache des Kriegers?«
»Genau, Lintock. Er ist ein Krieger. Ein stolzer Krieger. Zwar ist er alt geworden, aber er hat sich anpassen können, denn seine Waffen sind jetzt andere als früher.«
Gomez stieß auf und hatte wieder den Tequila-Geschmack im Mund.
»Das verstehe ich nicht.«
»Ich auch nicht.«
»Warum sagst du dann so etwas?«
»Weil ich es gespürt habe, und das muß reichen. Er ist auch jetzt ein großer Krieger. Vielleicht mächtiger als früher, denn er arbeitet nun mit anderen Waffen.«
»Und welche sind das?«
Sie hob die Schultern. »Das weiß ich nicht genau. Aber hast du mal

auf seinen Gesichtsausdruck geachtet?«

Der Wirt zeigte ein heftiges Nicken. »O ja, das habe ich, und ich bin damit nicht zurechtgekommen. Der sah ja aus, als wäre er nicht mehr er selbst, sondern eine zweigeteilte Persönlichkeit. Als hätte sich etwas anderes über ihn geschoben. Das ist zwar lächerlich, aber…«

»Nein, nein, Lintock. Es ist keinesfalls lächerlich. Da hast du schon recht. Da hat sich etwas über ihn geschoben. Oder die Kraft kam von innen, steckte in ihm. Ich sah es in seinen Augen.«

»Das stimmt, Maria.« Gomez schlug mit der Faust auf die Theke. »Das ist mir auch aufgefallen.«

»Eben.«

Er beugte sich vor. »Und was kann es gewesen sein?« flüsterte er in einem Tonfall, der bei ihm selbst eine Gänsehaut verursachte.

Maria überlegte. Dabei kriegte ihre Stirn noch mehr Falten. »Ich kann es dir nicht genau sagen. Für mich stammte es auch nicht aus dieser Welt, sondern aus einer anderen. Aus einer Sphäre, in die wir nicht hineinschauen können. Sie liegt jenseits unseres Blickfeldes und unserer Vorstellungskraft. Er ist uns überlegen, Lintock. Er weiß und sieht mehr als wir.«

»Hm.« Gomez hob die Schultern. »Das nehme ich mal so hin, ohne es allerdings begreifen zu können.«

»Ist das so wichtig?« fragte sie.

»Für mich schon, wenn ich ehrlich bin. Ich möchte begreifen, was in der Welt abläuft.«

»Laß es lieber sein, mein Freund. Es gibt zu viele Dinge, zu denen uns Menschen der Zutritt versagt bleibt. Wir haben es schon immer so akzeptiert und dabei muß es bleiben, denke ich. Oder möchtest du dagegen angehen?«

»Auf keinen Fall.«

»Ich auch nicht.«

Der Wirt schaute versonnen zur Tür. »Mich würde interessieren, wo er jetzt steckt.«

»Bei seinen Freunden. Draußen, in der Natur. Nur dort fühlte er sich richtig wohl.«

»Meinst du?«

»Darauf kannst du Gift nehmen. Er ist ein Naturmensch. Eines möchte ich dir noch sagen, bevor ich mich hinlege.« Sie schaute Gomez fest in die Augen.

»Was denn?«

»Ich für meinen Teil möchte nicht in der Haut dieser vier Schläger stecken.«

Gomez wollte erst nach dem Grund fragen, doch er ließ es bleiben. Er war Realist, und er wollte es auch bleiben. Alles, was mit dem Übersinnlichen zu tun hatte, machte ihm Angst. Ob die vier Schläger

starben oder durch den Apachen verletzt wurden, wer konnte das schon sagen? Er jedenfalls glaubte nicht daran, denn die Typen waren in ihren Wagen gestiegen und abgefahren.

»Ich schließe dann ab und lege mich hin«, sagte er. »Auch wenn es nur ein paar Stunden sind.«

»Nimm eine Schlaftablette, Lin.«

Gomez stoppte in der Gehbewegung. »Warum das denn?«

Maria hob den rechten Zeigefinger. »Es könnte sein, daß diese Nacht noch nicht beendet ist.«

»Meinst du?«

»Es könnte zumindest sein.«

»Na, du kannst einem vielleicht Mut machen.«

Maria lächelte dünn. »Ich habe keine Angst, denn ich weiß«, sie deutete gegen eines der Fenster, »daß dort draußen jemand ist, der uns beschützt und über uns wacht…«

Die Antwort ließ Gomez schaudern.

***

Das Zimmer, in dem er schlief, war nicht mehr als eine Kammer. Ein Bett hatte Platz, ein Schrank ebenfalls, aber es war klimatisiert, und darauf kam es Lintock Gomez an.

Er lag im Bett, starrte zur Decke, und wenn er den Kopf nach links drehte, konnte er das hohe, schmale Fenster sehen. Maria hatte recht behalten. In dieser Nacht und nach den ungewöhnlichen Vorgängen konnte er keinen Schlaf finden. Zuviel ging ihm durch den Kopf. Immer wieder rollten die Szenen vor seinem geistigen Auge ab. Die Erinnerungen ließen sich einfach nicht abstellen wie ein Wecker, sie waren da und kehrten stets zurück.

Allerdings verblaßten die vier Gestalten mehr und mehr. Immer wieder drang das Gesicht des Indianers hoch wie aus einem Nebel oder aus Rauch geboren.

Es war beherrschend. Dieses alte Gesicht mit den zahlreichen Falten und den doch so hellen und überhaupt nicht trüben Augen, die klar blicken konnten und sich sogar verändert hatten, denn plötzlich hatte in ihnen etwas anderes gelegen. Eine Szene, ein Bild, als hätte jemand einen Film angehalten.

Er kam damit nicht zurecht. Angst hatte er keine mehr, aber er konnte seine Gedanken auch nicht von dem Wort Rache lösen. Es war vorstellbar, daß sich der Apache rächte und… Etwas störte ihn.

Nachdem er in der letzten halben Stunde schon zweimal aufgestanden war, um einen Schluck Wasser aus der neben dem Bett stehenden Flasche zu trinken, erhob er sich abermals. Diesmal nahm er keinen Schluck. Da stellte er die Flasche sogar auf das kleine Regalbrett neben dem Bett und tappte wenig später ans Fenster.

Er hatte noch im Bett gelegen, als ihm etwas aufgefallen war. Draußen, nicht im Zimmer. Vor dem Haus hatte sich die Dunkelheit verändert. Sie war durch einen Widerschein verändert worden, der nur von einem Feuer stammen konnte.

Feuer? Brannte es?

Der Wirt riß das Fenster auf und beugte sich hinaus in die schwüle, drückende Nacht.

Er hörte das Zirpen der Grillen. Insekten huschten in die Nähe der Lichter am Anbau, wo einige Gäste schliefen und nichts von dem Widerschein mitbekommen hatten.

Gomez schaute nach links. Von dort flackerte der Schein heran. Da hatte jemand tatsächlich in den ersten Morgenstunden ein Feuer angezündet.

Wahnsinn, das war unerhört.

Er nahm seinen Revolver mit, als er aus dem Fenster stieg. Es war die bessere Lösung. So brauchte er nicht erst die Eingangstür zu öffnen, in deren Bereich sich der Schein ausbreitete. Gomez trug ein Unterhemd und eine kurze Hose. Er war in seine flachen Pantoffeln gestiegen.

Damit konnte er zwar nicht gut laufen, aber er hatte es ja nicht weit.

An einem abgestellten Truck bewegte er sich vorbei. Der Boden unter ihm hatte sich durch den zuckenden Widerschein verändert. Er erinnerte sich daran, war Maria gesagt hatte. Sie hatte von irgendwelchen Geistern gesprochen, mit denen der Krieger Kontakt aufgenommen haben mußte. Waren es Feuergeister?

Quatsch, dachte Gomez. Jetzt läßt du dich schon durch unqualifiziertes Gerede verrückt machen. Aber ein Rest dieser Ahnung blieb schon bei ihm zurück.

Möglichst leise ging er weiter - und übersah wenige Schritte später die Situation.

Er blieb stehen. Nicht nur der Feuerkreis und der darin sitzende Krieger sorgten bei ihm für das große Staunen, es kam noch etwas hinzu. Nicht weit von einem Rand entfernt entdeckte er Maria. Sie stand da und schaute dem Krieger zu, der seinen Platz innerhalb des Rings gefunden hatte, und dem die Hitze der Flammen auch nichts ausmachte. Er saß da und fühlte sich wohl.

Gomez handelte kaum noch aus eigenem Antrieb. Als er ging, kam er sich wie geführt vor. Neben Maria blieb er stehen, die ihn genau wahrnahm. Sie drehte den Kopf und schaute ihn an. Auf ihrem Gesicht lag eine Mischung aus Staunen und Wissen. Sie merkte, daß Gomez eine Frage stellen wollte, schüttelte aber den Kopf und deutete nach vorn, ehe sie ihm ein Zeichen machte und einen Finger auf die Lippen legte.

Sie wollte schauen und staunen.

Und das gleiche tat auch Gomez, dessen Weltbild in den nächsten

Minuten völlig auf den Kopf gestellt wurde…

***

Camacho hatte den Ring aus Feuer geschaffen und sich in dessen Zentrum gesetzt. Für ihn war die übrige Welt versunken. Es gab nur noch die Flammen, die vom Boden her kniehoch loderten und zu seinen Freunden geworden waren.

Sie gaben ihm die Kraft, denn sie waren diejenigen, die das Böse aus der Welt verbannten. Er hatte das Feuer entfacht und zugesehen, wie die verschiedenen »Ingredenzien« abbrannten und dabei kaum Rauch hinterließen. Die Flammen loderten, sie stachen in die Höhe, an ihnen bewegte sich nichts, wenn er es nicht wollte.

Er saß da und hatte die Hände ausgestreckt. Die Finger bewegten sich leicht, als wäre er der Dirigent, der die Flammen kontrollierte. Und so war es auch. Uraltes Wissen, von Generation zu Generation weitergegeben, steckte in ihm und war sogar von Camacho noch perfektioniert worden.

Er war der Herr des Feuers. Der Krieger, den die Flammen gestählt und dem sie auch zu gehorchen hatten. Er hatte sich die Glut Untertan gemacht. Er hatte die Geister beschwören können, die in ihr steckten, und sie hatten ihn als neuen Herrn akzeptiert.

Camacho war ein Freund der Menschen. Seit er lebte, hatte er sich ihnen immer zugehörig gefühlt, aber er wußte, daß die Menschen nicht alle gleich waren. Daß nur die wenigsten nach Vollkommenheit strebten.

Die meisten waren damit beschäftigt, sich auszudenken, wie sie anderen Leid zufügen konnten.

Damit war er nicht zurechtgekommen. So hatte er sich abgekapselt, war oft in der Einsamkeit des Landes verschwunden und hatte dort die alten Kultstätten seiner Ahnen aufgesucht. Für ihn war das sehr wichtig gewesen, denn dort hatte er für sein Leben lernen können. Erst da waren ihm die Augen geöffnet worden, da hatte er hineingeblickt hinter die Mauern, die die eigentliche Welt umschlossen, und so hatte er viel gelernt für sein eigenes Dasein.

Aber er wußte auch, daß nicht alle Menschen so waren wie er. Man hatte ihn angefeindet. Und er hatte auch den Haß der oft überheblichen Weißen zu spüren bekommen, die seinen Vorfahren dieses herrliche Land vor einigen hundert Jahren abgenommen hatten. Pioniere hatten sie sich genannt, und sie waren mit ihren Waffen gekommen und mit unvorstellbarer Brutalität vorgegangen.

Die Erinnerung daran steckte noch in vielen Köpfen und würde so einfach nicht wegzubekommen sein.

Er wußte nicht, ob er die Vergangenheit beweinen sollte. Sie konnte man nicht mehr zurückholen, aber er hatte auch gelernt, sich zu

wehren, wenn die Grenze seiner Geduld überschritten war.

Da kannte Camacho kein Erbarmen. Da wurde der Apache zu einem finsteren Rächer.

Wie an diesem Abend.

Er hatte nur essen wollen, nicht mehr. Aber diesen vier jungen Burschen hatte sein Gesicht nicht gefallen. Brutale Rassisten, für die er nur Verachtung hatte. Und er wußte sehr gut, daß sie ihr Versprechen einhalten würden. Sie gaben nicht auf. Sie konnten es nicht. Es paßte nicht zu ihrem übersteigerten Selbstbewußtsein, aber dem würde er einen ewigen Riegel vorschieben.

Camacho war bereit.

Das Feuer hatte den Kreis geschlossen. Die Flammen standen dicht an dicht, und er selbst war in eine tiefe Trance versunken, hielt den Kopf gesenkt und murmelte die Beschwörungen, die schon die alten Medizinmänner gekannt hatten, auch wenn es ihm schwer fiel, mit seinen geschwollenen Lippen zu sprechen.

Er brachte die Worte nur mühsam hervor. Immer wieder mußte er Pausen einlegen, doch er ließ sich nicht beirren. Tief in sich selbst versunken, spürte er die Nähe seiner Feinde, obwohl sie noch nicht zurückgekehrt waren.

Aber sie dachten daran, sie waren dabei. Sie wollten ihn wie den letzten Dreck in eine der großen Abfalltonnen stecken. Einfach so. Absolut unmenschliches Verhalten.

Sie kamen.

Er spürte es.

Von ihnen ging etwas aus, das durch nichts gestoppt werden konnte. Es war ein böser Schleier, der sich ausbreitete. Er riß Camacho aus seinen tiefen Gedanken, und der einsame Krieger hob den Kopf an. Er blickte zum dunklen Himmel. Er roch den Staub, der sich allmählich abkühlte.

Etwas Feuchtigkeit wehte schleierhaft durch die Luft. Eine erste Morgenkühle, die nicht lange anhalten würde, denn der Glutball der Sonne ging sehr früh auf.

Sie kamen.

Sie waren schon unterwegs.

Ein Mensch hätte sie nicht gehört, aber eingeschlossen im Feuerkreis war Camacho der verlängerte Arm der Götter und Geister, die sich in einer fremden Welt tummelten.

Über seine geschwollenen Lippen floß ein Lächeln. Es war kein freundliches, eher ein wissendes, und Camacho erhob sich mit einer geschmeidigen Bewegung. Er brauchte mehr Platz, und den bekam er nur im Stehen. Ohne sich umgedreht zu haben, wußte er genau, daß ihn zwei Augenpaare beobachteten, was den Apachen nicht störte, denn die beiden Menschen waren ihm gut gewesen und hatten sich

auf seine Seite gestellt und ihre Gesundheit aufs Spiel gesetzt.
In eine Abfalltonne stecken!
Den letzten Satz hatte Camacho nicht vergessen. Das hätten sie nicht sagen sollen. Die Schläge hätte er ihnen unter Umständen verziehen, aber nicht dieses Vorhaben.
Er stand. Er drehte sich. Er sah das Feuer. Er sah den Mann und die Frau.
Er gab ihnen kein Zeichen. Er scheuchte sie auch nicht weg. Er wollte sie an seiner Macht teilhaben lassen.
Camacho bückte sich. Seine Hände fuhren in die Flammen hinein. Er hörte hinter sich den leisen Aufschrei der Frau, weil sie damit rechnen mußte, daß seine Hände verkohlten und verbrannten.
Sie wunderte sich.
Camachos Hände wurden von keiner Brandblase entstellt. Sie sahen aus wie immer. Das Feuer war zu seinem Freund geworden und auch zu einem Diener.
Wieder bückte er sich. Wieder strichen seine Hände durch die Flammen.
Er wiederholte dies einige Male, bis er die Bewegung ritualisiert hatte.
Dann ein letztes Mal.
Plötzlich riß die Flammenwand auseinander. Feuerzungen schössen in die Dunkelheit hinein. Sie erreichten sehr schnell eine gewisse Höhe, wo sie mit zackigen Bewegungen tanzten, sich drehten, Kreise malten, einen Widerschein hinter sich herzogen, aufeinander zuflogen, sich wieder trennten, noch wie Planeten kreisten und dann von verschiedenen Richtungen aufeinander zufauchten und zusammenkamen.
Einen Ball bildeten sie. Er stand zitternd in der Luft wie ein glühendes Auge.
Die Nacht war still. Der Schall konnte weit, sehr weit geleitet werden.
Und er wurde es auch.
Ein tief es Brummen war zu hören. Ein Laut, der nicht in die nächtliche Wüstenstille hineinpaßte. Der sich brutal und mörderisch anhörte. Eine mordlüsternde Maschine war unterwegs.
Camacho aber blieb stehen. Er schaute nach oben, nickte dem Feuerball zu und war auch damit zufrieden, daß die übrigen Flammen um ihn herum erloschen waren.
Wichtig war sein Feuer, das er allein durch die Kraft seines Willens und die seiner Gedanken auf die Reise schickte…

***

Der Superblonde hieß Toley. Er fuhr. Und er war sauer. Er war selten

so sauer gewesen wie in dieser Nacht. Aber nicht nur das. Er hatte sich blamiert. Die Alte mit dem Gewehr hatte ihm und seinen drei Kumpanen gezeigt, wo es langging, und sie hatte den verdammten Roten rausgerissen.

Das ging nicht in Toleys Schädel. So etwas waren er und seine Kumpane nicht gewohnt. Sie hatten sich bisher immer wieder durchsetzen können. Schon allein ihr Auftreten hatte den anderen Angst und Schrecken eingejagt. Das war hier zuerst auch so gelaufen, bis sich die beiden eingemischt hatten.

Was bildeten die sich ein, einen dreckigen Roten zu beschützen!

Sein Gesicht wurde zu einer haßverzerrten Fratze. Er gab noch mehr Gas, er prügelte den Geländewagen abseits des Highways über eine kleine Nebenstraße hinweg. Oft genug wurden die Insassen wegen der Schlaglöcher durchgeschüttelt. Das gehörte dazu. Nach dieser verdammten Niederlage mußten sie sich einfach abreagieren. Sonst wurden sie wahnsinnig. Seine Flüche waren nicht druckreif. Da seine Kumpane ihren Boß kannten, hielten sie lieber den Mund.

Toley starrte nach vorn. Er hielt das Lenkrad so hart umspannt, als wollte er es zerbrechen. Über seinen Rücken liefen kalte und heiße Schauer.

Das Licht der Scheinwerfer tanzte über den Boden hinweg und fing sich häufig in den Staubwolken.

»Nein!« brüllte Toley plötzlich, weil er sich entschlossen hatte, etwas zu tun. »Nein, verdammt!«

Dann bremste er. Ohne Vorwarnung trat er das Pedal durch, schrie wieder den eigenen Frust hinaus, und seine drei Kumpane konnten von Glück sagen, daß sie sich angeschnallt hatten. Brutal wurden sie in die Gurte gepreßt, während der Geländewagen beim Bremsen rutschte und auszubrechen drohte. Doch er wurde unter Kontrolle gebracht und stand schließlich.

Toley schrie wieder. Er schlug mit seinen Händen auf das Lenkrad. Er fluchte und spuckte, dann aber wurde er von einem Moment zum anderen still. Er drückte den Kopf zurück und atmete schwer, während er nickte.

Neben ihm saß Scotty. »Haben wir das nötig, Scotty? Haben wir das nötig, uns von zwei Arschlöchern vertreiben zu lassen?«

Scotty zupfte an seinem Zopf. Er war mit achtzehn Jahren der Jüngste des Quartetts. »Nein, das haben wir nicht.«

»Eben.«

Von hinten meldeten sich die anderen beiden. »Wir werden zurückkehren und ihnen eine Lektion erteilen. Dem stinkenden Roten ebenso wie den beiden anderen.«

»Richtig, Freunde.«

»Und wann wird das sein?« fragte Scotty.

Toley drehte den Kopf nach links. »Mach einen Vorschlag. Wann sollen wir denn fahren?«
»Du bist der Boß.«
»Weiß ich.« Toley drehte sich, damit er auch die anderen beiden auf dem Rücksitz anschauen konnte. »Ich habe mich entschlossen«, erklärte er. »Wir können nicht länger warten, zumindest ich nicht, sonst werde ich noch verrückt.«
»Ja, das ist gut«, stimmte man ihm zu.
»Fahren wir jetzt zurück?« fragte Scotty.
»In einer Minute sind wir unterwegs.«
»Und dann?«
»Holen wir uns den Roten und stecken ihn endlich in die Abfalltonne.«
Seine Kumpane kicherten. Daß sie hier den Tod eines Menschen beschlossen hatten, war ihnen egal.
»Aber da sind noch zwei!« meldete sich eine Stimme vom Rücksitz.
»Die nehmen wir uns auch noch vor«, versprach Toley.
»In die Tonne?«
»Nein, denen erteilen wir eine andere Lektion. Außerdem habe ich noch Durst.«
Scotty, der auf dem Nebensitz saß, rieb die Handflächen über das dünne Leder seiner Hose. »Dann laß uns fahren, bevor wir hier noch vor Wut ersticken.«
»Genau.« Toley war zufrieden und auch nicht mehr so wütend. Er hatte sich abreagieren können, und er war zufrieden, daß auch seine Freunde zugestimmt hatten.
Sie würden kommen. Sie würden zu einem Gewitter werden, das mit Donner und Blitz Rache nahm. Auf dem schmalen Weg mußte der Wagen noch gewendet werden. Es war leicht zu schaffen, aber Toley wollte nicht die gleiche Strecke zurückfahren. Der Highway war für sein Vorhaben besser geeignet. Manchmal führte er in Sichtweite entlang, und es gab auch genügend flache Stellen, um ihn zu erreichen.
Außerdem packte der Cheerokee das locker. Über Steine, harte Erde und einige verdorrte Grasbüschel fuhren sie hinweg, bis sie den Highway erreicht hatten, dessen flacher Asphalt wie ein dunkler Anstrich wirkte.
Rechts und links waren keine Lichter zu sehen. Um diese Zeit fuhren nur sehr wenige in dieser verlassenen Gegend Mexikos. »Wir haben ihn für uns«, flüsterte Toley. »Wir haben ihn ganz für uns. Und wir werden bald alle für uns haben. Freut euch schon, Freunde, denn gleich beginnt unser großes Fest.«
Das Brüllen der drei anderen zeigte Toley an, daß er mit seinem Vorhaben genau richtig lag. Sie waren wild darauf, sich zu rächen und

diesem Roten zu zeigen, wohin er wirklich gehörte. Ihrer Meinung nach.

Erst der Apache, dann waren die anderen beiden an der Reihe. Toley wollte dafür sorgen, daß sie unvergessen blieben. Er freute sich. Sein Herz hüpfte vor Freude. Er brauchte jetzt Musik. Harten Rock, der richtig aufpeitschte, das war es doch.

»Schieb die Kassette ein, Scotty!«

»Ja, ist gut.«

Sekunden später dröhnten aus vier Lautsprechern die Rhythmen, die nicht viel mit Musik zu tun hatten, sondern meist nur Aggressivität erzeugten. Die brauchte er. Er wollte zum Schwein werden, wenn er vor der Raststätte stoppte. Da sollten dann auch die letzten Hindernisse in seiner Psyche gefallen sein.

Alles andere würde man sehen.

Er fuhr schnell. Eigentlich zu schnell. Jede Polizeistreife hätte ihn gestoppt, aber auch die Bullen hatten mal Feierabend. Diese Strecke war sowieso ziemlich vergessen.

Weiter. Dem Ziel näher kommen. In die Dunkelheit hineinstoßen wie ein Pfeil, getrieben von den harten Rhythmen der Rockmusik, als würde diese die Motorleistung noch erhöhen.

Sie hatten ihren Spaß. Sie freuten sich. Die beiden auf dem Rücksitz und auch Scotty schnippten mit den Fingern. Sie trampelten mit den Füßen.

Sie gierten danach, Rache zu nehmen, und der Geländewagen hielt die Mitte der glatten Fahrbahn besetzt, wo kein einziges Hindernis lag, das die Fahrt hätte stören können.

Rechts und links huschte die Landschaft vorbei. Eingepackt in die Dunkelheit, so daß Steine, verdorrtes Gestrüpp und trockene Gräser zu einem einzigen Mischmasch verwischten.

Der Himmel war düster. Schwere Wolken verdeckten den Blick auf die Gestirne. Weiter vorn schienen der Untergrund und auch der Himmel zu einer Einheit zu verschmelzen. Nur wenig Staub umwehte den Wagen, so daß die Sicht gut war. Selbst die Reklame der Raststätte in der Ferne war von den Insassen zu sehen.

»Wir sind bald da«, jubelte Toley. Er stellte die Musik ab, weil er nicht mehr so schreien wollte. Die nächsten Worte flüsterte er nur. »Jetzt geht es den Schweinen an den Kragen.«

Sie schrien wieder. Toley behielt das Tempo bei. Er wollte erst kurz vor der Zufahrt abbremsen und sich dann anschleichen. Es war nicht nötig, daß man sie zu früh bemerkte.

Sie lauschten dem Klang der Reifen. Das Rollen tat ihnen gut. Sie waren wieder unterwegs und fühlten sich als Herren über Leben und Tod. Bald, bald…

»Da ist was in der Luft!« meldete sich Scotty.

»Wo?« keuchte der Fahrer.

Scotty streckte den Arm aus und den linken Zeigefinger. »Da, an der Raststätte.«

Jetzt sahen es auch die anderen. Ein roter Punkt, beinahe wie ein Ball, der sich nicht bewegte.

»Ein Stern?« fragte jemand vom Rücksitz.

»Idiot!« gab Toley knurrend zurück. »Das kann höchstens eine Lampe sein. Dazu noch rot. Mann, das ist ein Puff!«

»Die Raststätte?« staunte Scotty.

Toley lachte nur. Er fuhr langsamer. Er war nicht beunruhigt, aber er behielt den roten Punkt doch im Blick, weil er ihm schon etwas komisch vorkam. Mit den Zähnen nagte er an seiner Unterlippe. Kein anderes Fahrzeug war weit und breit zu sehen. Das Land und die Dunkelheit gehörten ihnen. Er dachte sogar daran, an der Raststätte vorbeizufahren, aber es war nur eine flüchtige Idee. Sie verschwand ebenso schnell, wie sie aufgekommen war.

»Wir lassen uns durch gar nichts stören!« verkündete Toley. »Habt ihr gehört? Durch nichts.«

Seine Freunde stimmten zu.

Die Reklame sahen sie jetzt deutlicher. Ein heller Lichtpfeil wies nach links. Dort konnte man auf den Parkplatz fahren. Das wollte Toley auch tun, und er ging noch mehr mit dem Tempo herunter. Langsam fahren, den Überblick behalten. Vor allen Dingen beobachten, das rote Licht nicht aus den Augen lassen.

Seinen Standort hatte es nicht verändert. Nur der Winkel von ihnen zu ihm war ein anderer geworden. Es stand jetzt mehr senkrecht. Sie sahen es deutlicher. Scotty sprach das aus, was die anderen dachten, aber nicht sagten.

»Das kann keine Lampe sein, Freunde. Das ist ja nicht so klar. Dieses Licht hat einen Hof, der sich bewegt.«

»Wieso Hof?« fragte jemand aus dem Fond.

»Eine Aura…«

»Ach so.«

»Haltet jetzt mal die Schnauzen!« befahl Toley. »Ich muß mich konzentrieren.«

»Auf das Licht?« fragte Scotty.

»Auch.« Toley hatte das Lenkrad nach links eingeschlagen. Sie verließen den Highway und rollten auf den großen Parkplatz, der nicht asphaltiert, sondern nur plattgewalzt war. Der Schotter knirschte unter den Reifen.

Plötzlich tanzte das Licht. Und es sah tatsächlich aus wie ein Feuerball.

»Scheiße!« flüsterte Toley. Er bremste. Kurz hinter der Einfahrt blieb der Wagen stehen. Auf dem Parkplatz vor ihnen war es ruhig. Auch

hinter den Fenstern schimmerte kein Licht. Die Besitzer schliefen, die Gäste im Anbau ebenfalls. Es war eine unheimliche Stille, die sich breitgemacht hatte und von dieser ungewöhnlichen, roten Lichtkugel mit dem Strahlenkranz an der Seite befehligt zu werden schien.

»Mir ist es hier unheimlich«, flüsterte Scotty.

Toley lachte nur scharf. Ihm war es auch unheimlich, aber er war der Boß, und er würde seine Angst nie zugeben. »Willst du aussteigen?«

»Nein, aber was ist das für ein Licht?«

»Kann ich nicht sagen.«

»Der Apache«, sagte Scotty leise. »Es muß der Apache gewesen sein. Der ist mir schon immer unheimlich gewesen. Er hat das Licht erschaffen.«

»Ist er Jesus?« fragte Toley lachend.

»Mach keine Witze!«

»Sollen wir weiterfahren?« fragte Cruiser, der hinten hockte und nervös mit seinem Messer spielte.

»Wir können auch zu Fuß gehen.«

»Okay, Toley, ich bin dabei.« Cruiser wollte seine Tür aufdrücken.

Losgeschnallt hatte er sich schon, aber der Boß war nicht seiner Meinung.

»Wenn hier einer aussteigt, dann bin ich es.«

»Meinetwegen.«

Die Lichtkugel blieb. Sie war für das wilde Quartett auch mehr geworden als nur ein nicht erklärbares Licht. Durch die Nähe konnten sie es viel besser erkennen. Eine Feuerkugel schwebte vor ihnen.

Scotty wollte es aussprechen, aber was dann passierte, ließ alle vier verstummen und zugleich die Krallen des Entsetzens in ihnen hochsteigen.

Es war unwahrscheinlich, nicht zu fassen, denn die Feuerkugel, die solange unbeweglich in der Luft vor ihnen geschwebt hatte, setzte sich nun in Bewegung.

Sie floß hin und her. Sie zog ihre Bahnen durch die Finsternis und hinterließ jedesmal einen schwachen Widerschein, der als Streifen hinter ihr herwehte.

Sie tanzte vor ihnen. Sekunden wurden für die vier jungen Männer zu Ewigkeiten. Sie hockten wie Statuen in ihrem Fahrzeug, waren von der tanzenden Lichtkugel gebannt und wollten aufschreien, als die Kugel plötzlich mit einem rasenden und kaum zu verfolgenden Tempo auf die Frontscheibe des Fahrzeugs zuraste.

Sie war schnell, zu schnell.

Als einziger schrie ausgerechnet Toley auf. Dann durchbrach die Feuerkugel die Scheibe. Nicht einmal das leiseste Geräusch war dabei zu hören gewesen.

Wie eine Bombe ohne Gewicht schlug sie zwischen den Insassen ein.

Sie prallte auf Toleys Schoß, der sie nur anstieren konnte, dann hüpfte sie weiter auf Scotty zu. Er hatte zwar die Arme seitlich weggestreckt, aber aufhalten konnte er die Kugel nicht, die wiederum hüpfte und über die vorderen Sitze hinweg ihren Weg nach hinten fand.

Auf dem Rücksitz prallte sie zwischen den beiden anderen auf, tickte nach links, dann nach rechts, hatte beide Menschen berührt und schwebte gegen die Decke, wo sie plötzlich stehenblieb und wie ein glühendes Auge wirkte.

Die vier Kerle schielten nach oben. Im Wagen roch es nach ihrem Schweiß. Angstschweiß.

Es war Toley, der rein zufällig die Bewegung vor dem Wagen sah, denn eine Gestalt war auf das Fahrzeug zugeschritten und in das Licht der Scheinwerfer geraten.

»Ach du Scheiße!« keuchte der Boß. »Da ist er!«

»Wer?«

Toley gab keine Antwort, aber die anderen hatten gesehen, wohin er schaute, und auch sie blickten durch die Frontscheibe nach draußen.

Da stand der Apache.

Er schaute über die Kühlerhaube hinweg in den Wagen. Er sah sie, denn die Feuerkugel gab genügend Licht ab, um den Innenraum zu erhellen.

»Von wegen Mülltonne!« keuchte Cruiser. »Der ist uns über, der rote Hundesohn.« Er schnappte nach Luft. »Schaut euch doch nur an, wie er da steht. Als hätte er alles unter Kontrolle.«

»Das hat er auch«, flüsterte Scotty.

Toley war gefordert. Er fühle sich verdammt unwohl, aber es mußte etwas getan werden. Eine Kanone besaßen sie im Moment nicht, aber sie waren mit anderen Waffen ausgerüstet. Mit Messern, Schlagringen und Knüppeln.

»Wir werden aussteigen und ihm…«

Da hob der Apache die Hand.

Toley verstummte.

Und im selben Augenblick begann das große Sterben…

***

Auf einmal löste sich die Feuerkugel von der Innendecke des Geländewagens. Sie segelte langsam nach unten, doch auf dem Weg dorthin strahlte sie plötzlich auf, veränderte ihre Gestalt und füllte den Cheerokee mit einer wahren Flut aus Feuer.

Es waren keine normalen Flammen. Sie zuckten und tanzten nicht. Sie glühten in einem sehr dunklen Rot, wirkten aber nur zweidimensional.

Und sie erfaßten alles.

Die Menschen spürten zum Glück nicht viel. Einen brennenden, brutalen, aber kurzen Feuer-und Hitzestoß, dann glühten ihre Körper auf, als wären sie mit roter Leuchtfarbe angestrichen worden. Einen Atemzug später waren sie durchsichtig geworden. Das Feuer war verblaßt, und der Apache, der in das Auto hineinschaute, sah ihre Skelette. Im nächsten Moment waren auch sie verschwunden, ebenso das rote Feuer. Nur die vier Insassen blieben zurück.

Sie hockten auf ihren Plätzen, als hätte man sie angeleimt. Die Feuerkugel fand wieder ihren Weg nach draußen und huschte an Camacho vorbei. Sie stieg noch in den Himmel, wo sie schließlich verlosch wie ein Komet, der gelandet war.

Dunkelheit hüllte das Gelände wieder ein. Nur jenseits des Cheerokee leuchtete noch der weiße Pfeil wie ein bleicher Totenfinger. Sonst war nichts zu sehen.

Auch nichts zu hören, und der einsame Apache schien die Stille in seinen Körper aufsaugen zu wollen. Er hatte die Schmach gerächt, und er wußte auch, daß er den anderen zuvorgekommen war, denn sie hätten ihn getötet, so sah er sie an.

Als er auf den Wagen zugehen wollte, hörte er hinter sich die Schritte.

Nur langsam drehte sich der Mann um. Er wußte, wer ihn da besuchen kam. Maria und Gomez gingen auf ihn zu. Obwohl er die beiden noch nicht aus der Nähe beobachtete, wußte er über ihre Gefühle Bescheid.

Sie litten beide unter ihrer Angst. Deshalb hielten sie sich an den Händen wie kleine Kinder.

Vor Camacho stoppten sie. Maria hatte einen dunklen Morgenmantel übergestreift. Sie war es auch, die als erste sprach, während Gomez nur heftig atmete.

»Ist das wirklich alles wahr gewesen, was wir da gesehen haben?« hauchte sie.

»Ja, es stimmt!«

»Aber wieso denn? Das Feuer ist in den Wagen gedrungen. Aber es gibt ihn noch. Es ist nicht explodiert.«

»Das Feuer wollte die Menschen.«

»Dein Feuer, nicht?«

»Der Atem der rächenden Götter. Ich habe sie angefleht und beschworen. Sie haben mich nicht im Stich gelassen.«

Maria nickte, obwohl sie nichts begriff. »Werbist du wirklich?«, fragte sie.

Der Apache lächelte. »Nur ein alter, müder Krieger, der noch in dieser Nacht weiterziehen wird.«

Ohne daß es ihm aufgefallen wäre, hatte sich Gomez von der Hand der Frau gelöst. Er ging jetzt mit langsamen Schritten auf den Wagen

zu und baute sich an der Fahrerseite auf. Er mußte sich recken, um in den Geländewagen hineinschauen zu können. Er tat es. Hinter ihm blieb es still. Die einzigen Geräusche drangen über seine Lippen, und es war nur mehr ein schweres Ächzen. Dann taumelte Gomez von dem Fahrzeug weg. Er hatte Mühe, auf den Füßen zu blieben, stierte Camacho an, während Tränen aus seinen Augen liefen. »Was hast du getan?« flüsterte er.

»Ich habe nichts getan. Es ist das Feuer gewesen. Es waren die Götter, die mir halfen.«

»Sie sind alle tot…«

»Ja.«

»Sie sind verbrannt. Sie sind nur noch schwarze Mumien. Das ist alles. Mumien…« Er schluchzte auf und preßte dann die Hände gegen sein Gesicht.

Auch Maria hatte seine Worte gehört. »Stimmt das?« wandte sie sich an Camacho. »Hat er recht?«

»Ja, es stimmt.«

Die Frau hatte sich besser in der Gewalt. Sie nickte nur. Dann schloß sie die Augen, als wäre ihr die Dunkelheit nicht genug. »Warum mußten sie gleich sterben?« fragte sie.

Auch jetzt bekam sie eine Antwort. »Weil wir sonst gestorben wären. Sie haben es vorgehabt.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe es gespürt. Ihre Aura war böse. Sie hat mich erreicht, und ich mußte mich wehren, um euch und mich zu retten. So und nicht anders ist es gewesen.«

Maria schwieg. Nach einer Weile sagte sie, da öffnete sie auch wieder ihre Augen: »Es ist mir unerklärlich, aber ich glaube dir, Camacho. Ja, ich glaube dir, daß du auch uns gerettet hast. Sie wären sonst wie wilde Tiere gewesen.«

»Noch schlimmer, Maria.«

»Vielleicht. Aber hier ist keine Wildnis zu Hause, auch wenn es so aussieht. Hier leben Menschen, und ich werde die Polizei holen müssen.«

»Warum du?«

»Weil ich…«

»Später«, schlug der Apache ihnen vor. »Ihr könnt die Polizei später holen. Ihr müßt den Leuten sagen, daß ihr tief und fest geschlafen und demnach nichts gehört habt. Das ist die einzige Möglichkeit, um mit ihnen zurechtzukommen.«

»Sie werden es nicht glauben«, sagte Gomez.

»Doch, das werden sie. Ihr müßt nur hart bleiben.«

»Sie werden Spezialisten schicken. FBI-Leute, das kann ich mir vorstellen. Vier verbrannte Leichen, ohne daß auch nur ein Polster

angesengt worden wäre, das wird sich nicht so leicht erklären lassen.« Gomez schüttelte den Kopf. »Ich will nicht sagen, daß die nächsten Tage schrecklich werden müssen, aber vorstellen kann ich mir es schon.«

»Man kann euch nichts tun.«

Gomez schüttelte den Kopf. »Das sagst du.« Er lachte bitter. »Du bist ja nicht mehr da.«

»So ist es.«

»Sie werden uns verhören, und ich kann nicht versprechen, daß dein Name unerwähnt bleibt.«

Der Apache hob die Schultern. »Was soll ich dazu sagen? Ihr könnt meinen Namen erwähnen, denn ich bin wie ein Staubkorn im heißen Wüstenwind. Ich lasse mich treiben. Ich bin heute hier, morgen dort und übermorgen wieder woanders. Wenn es euch weiterhilft, dann sagt ihnen meinen Namen, aber finden werden sie mich nicht.«

Maria umarmte ihn. »Ich hoffe sogar, daß sie dich nicht finden werden, Camacho. Du bist es wert, am Leben zu bleiben. Du hast Menschen getötet, die nicht gut waren. Sie steckten mit dem Satan unter einer Decke, wie viele andere auch. Das Böse hat sich in diesem Land wie eine Pest ausgebreitet. Es gibt immer mehr Verbrecher. Die Gesetze sind da, aber sie werden mit Füßen getreten. Nicht nur in den Großstädten, auch auf dem Land, wie wir erleben konnten. Deshalb muß es einfach Leute wie dich geben, die einen Blick dafür haben. Ich wünsche dir viel Glück.«

»Danke, Maria.«

Beide schauten sich noch einmal an. Sie hielten sich fest. Dann löste sich der Apache. Er verabschiedete sich auch von Lintock Gomez, hob seine rechte Hand, ein letztes Winken, danach zog er sich zurück und wurde von der Nacht verschluckt, als hätte es ihn nie gegeben.

Lintock und Maria schauten ihm nach. Hand in Hand standen sie da.

»Es war wie ein Traum, nicht?« fragte die Frau.

»Ja, du hast recht. Wie ein Traum. Aber er endete böse.«

»Danken wir dem Herrgott, daß wir noch leben. Alles andere ist unwichtig, finde ich.«

»Wie du meinst, Kusine, wie du meinst…«

Beide gingen wieder zurück ins Haus.

***

»Das war der Teil der Geschichte, die ich dir erzählen wollte, John. Camachos Geschichte.«

Ich lächelte und leerte den letzten Tropfen aus dem Glas. »Und deshalb bist du nach London gekommen, wo wir uns jetzt in deinem Hotelzimmer gegenübersitzen?«

»Genau.«

Ich lächelte dünn und hinterlistig. »Aber nicht nur, Abe. Da ist doch noch was anderes.«

»Das stimmt.«

»Noch einen Drink?«

»Nein, laß mal. Es ist besser so, wenn ich nüchtern bleibe. Der dicke Hammer kommt noch.«

Der G-man strich über sein blondes Haar. Er sah aus wie ein Skandinavier und wirkte jungenhaft. Man sah ihm wirklich nicht an, was er schon alles hinter sich hatte. »Ich weiß nicht, ob es ein dicker Hammer ist, aber so hat die Sache praktisch begonnen. Oder sind wir aufmerksam geworden? Die vier Verbrannten gaben zunächst den örtlichen Behörden ein Rätsel auf, danach den übergeordneten, und dann waren wir an der Reihe, und wir konnten nur staunen.«

»Hast du die Männer gesehen?«

»Sicher. Man hat mir sehr schnell Bescheid gegeben, denn du weißt, daß viele Dinge, die den Kollegen suspekt sind, auf meinem Schreibtisch landen. Ich bin zwar kein Mann für die Akte X und habe auch keine Assistentin, aber so ähnlich kann man es schon sehen. Ich wurde also damit betraut, fuhr hin und habe mich lange und intensiv mit Maria und Gomez unterhalten. Ich erfuhr auch, daß der Apache Camacho hieß, ich schaffte es weiterhin, eine Basis des Vertrauens herzustellen, und so berichtete man mir alle Einzelheiten. Ich habe die Bänder mit, wo die Gespräche aufgezeichnet sind.«

»Was hast du anschließend getan?«

»Dann bin ich nach Washington gefahren.«

»Aha.«

»Dort habe ich mich mit Harry III. auseinandergesetzt.«

»Wer ist das schon wieder?«

»Ein Computer der dritten Generation. Deshalb dieser Name. Harry hat so ziemlich alles gespeichert, was den Bereich der übernatürlichen Verbrechen und Vorgänge tangiert. Natürlich waren mir nicht alle Daten zugänglich, da bin ich ein zu kleines Licht, aber was ich herausfinden wollte, das habe ich geschafft.«

»Camacho«, sagte ich.

»Genau. Ich hatte den Namen eingegeben, und siehe da, er ist schon einige Male aufgefallen. Aber immer woanders. Mal war er im Süden, dann im Osten oder im Westen. Er hat immer Spuren hinterlassen.«

»Tote?«

»Leider, muß man wohl sagen, obwohl andere glücklich darüber waren, die sich in lebensbedrohlichen Situationen befanden. Camacho hat einige Menschen gerettet. Immer lief es nach demselben Schema ab. Auch in dieser Raststätte. Er tat keinem Menschen etwas, aber durch sein Nichtstun und seine Friedfertigkeit provozierte er andere und geriet immer wieder in Auseinandersetzungen. In der Nähe von

New Orleans hat er Schwarze vor dem Klan-Mob gerettet. Da haben dann nicht die Schwarzen gebrannt, sondern diese Verrückten. So ging es weiter. Es zog sich über zwei Jahre hin.«

»Dann hast du ihn auf die Fahndungsliste gesetzt.«

»Genau.«

»Und gefunden?«

Abe Douglas grinste verbissen. »Beinahe. Wir hätten ihn möglicherweise gehabt, wenn er allein gewesen wäre, aber er hatte sich mittlerweile mit einem anderen Mann verbündet. Sie haben sich gemeinsam befreien können, aber keinen Polizisten dabei getötet.«

»Ach«, sagte ich nur, und in meinem Hirn begann es zu klingeln. Das merkte mir Abe Douglas an. Bevor er mich noch fragen konnte, sagte ich: »Rede bitte weiter.«

»Willst du mich jetzt fragen, ob wir den Namen des Helfers herausgefunden haben?«

»Nein, den kenne ich.«

Jetzt war Abe Douglas erstaunt. »Und?«

»Er heißt Yakup Yalcinkaya«, erwiderte ich langsam und deutlich, damit Abe auch jede Silbe mitbekam.

»Bingo, John, Volltreffer. Wie bist du darauf gekommen?«

Ich hob die Schultern. »Mag die Welt auch noch so groß sein, für verwandte Seelen ist sie klein genug. Sie finden sich immer. Das gehört zu den Mysterien des Lebens.«

»Ja, aber jetzt ist Yakup tot.«

»Habe ich dir das erzählt?«

»Nein, dein Chef, mit dem ich kurz sprach. Ich weiß auch, daß ihr Yakup hier in London beerdigen wollt, und ich kann mir vorstellen, daß noch jemand zu diesem Ereignis erscheinen wird. Unser Freund Camacho…«

»Jetzt brauche ich einen Drink«, sagte ich.

»Dachte ich mir.« Abe lächelte. Er stand auf und nahm die Flasche vom Tablett. Er stellte sie gleich neben mein Glas auf den Tisch. Ich schenkte mir den Scotch ein, während meine Gedanken kreisten, um das Problem Yakup zu erfassen.

Fest stand, daß er und seine Freundin Eva Karman tot waren.

Umgebracht in meiner Wohnung. Dort hatte ich Yakups Leiche auf dem Wohnzimmertisch gefunden. Getötet durch sein eigenes Schwert.

Verantwortlich dafür hatten sich Ornella und ihre Ninja-Kämpferinnen gezeigt, die auf Shimadas Seite gestanden hatten, um seinen Tod zu rächen. Ornella gab es nicht mehr. Sie war von Shao in einer Geisterbahn erschossen worden, aber vier ihrer Ninja-Kämpferinnen waren uns entkommen und trieben sich irgendwo herum.

Natürlich hatten wir sie auf die Fahndungsliste gesetzt, aber keinen

einzigen Hinweis erhalten. Ich trank, und meine Gedanken kehrten wieder zu Yakup zurück.

Diesmal zu dem lebenden, den ich vor unserem Treffen auf der japanischen Insel, wo Shimada vernichtet worden war, lange nicht gesehen hatte. In dieser Zeit hatte er sich in der Welt herumgetrieben, so dachte ich. Warum nicht auch in den Staaten, wo er dann mit dem Apachen Camacho zusammengetroffen war? Einem Menschen, der mit Yakup durchaus seelenverwandt war. Beide hatten Freundschaft geschlossen und waren in Verbindung geblieben, und auf irgendeinem mir nicht bekannten Weg mußte Camacho von Yakups Tod erfahren haben. Er wollte seinem Freund die letzte Ehre erweisen und war nach London gekommen.

Oder auch nicht.

Abe Douglas, der geschwiegen hatte, bemerkte die Zweifel in meinen Augen. »Was stört oder irritiert dich?« fragte er.

»Das kann ich dir sagen.« Ich stellte das Glas wieder weg, das ich bisher in meiner Hand gedreht hatte. »Einiges noch. Ich frage mich nur, ob du sicher bist, daß sich Camacho in London befindet. Habt ihr es anhand von Passagierlisten festgestellt?«

»Nein, nein, John, das nicht. Wenn er reiste, dann mit dem Schiff und nicht mit dem Flugzeug.«

»Davon gehst du aus?«

»Ja.«

»Wie ich euch Amerikaner kenne, habt ihr eure Spitzel ja überall sitzen, sicherlich auch bei uns. Ist denn dieser Camacho schon entdeckt worden?«

»Das nicht.«

Ich verdrehte die Augen. »Himmel, Abe, so kenne ich dich ja gar nicht. Du bist doch sonst so gründlich. Wenn ich dich so reden höre, kommt es mir vor, als wärst du einzig und allein aufgrund einer Annahme hier erschienen.«

Nahezu belustigt schaute er mich an und erklärte lächelnd: »So ist es nicht.«

»Dann kläre mich bitte auf.«

»Weißt du, John, wenn wir ehrlich sind, dann ist dieser Camacho kein so großes Phänomen für uns, denn wir beide kennen einen anderen, der ebenfalls mit Mächten in Berührung kommt, die außerhalb unseres normalen Wissens existieren.«

»Wen meinst du?«

»Chato, natürlich.«

Fast hätte ich mir selbst einen Schlag gegen die Stirn versetzt. Er hatte recht. Unser Freund Chato, der das große Amerika mit einem Wohnmobil bereiste, hielt ebenfalls die Augen offen. Er war auch ein Mensch, der es geschafft hatte, mit den Geistern der Natur Kontakt

aufzunehmen und der das Böse bekämpfte. Da brauchte ich nur an Jericho zu denken, der aus New York einen Friedhof hatte machen wollen. Da hatte uns Chato schon zur Seite gestanden.

»Klickt es, John?«

»Das hat es schon lange.«

»Da bin ich beruhigt.«

»Du stehst noch mit Chato in Verbindung?«

»Ja, ab und zu. Auch an ihm ist die moderne Technik nicht vorübergegangen. Wir haben ihn mit einem Satellitentelefon versorgt, und so kann er uns ständig erreichen. Er kannte Camacho.«

»Woher?«

»Seelenverwandtschaft. Hast du nicht vorhin noch gesagt, daß die Welt manchmal sehr klein ist?«

»Ja, das habe ich.«

»Jedenfalls gab uns Chato den Tip. Und ihm müßten wir eigentlich vertrauen können.«

Ich nickte. »Dann gehst du davon aus, daß wir Camacho hier in London finden?«

»Immer.«

»Und weiter?«

»Dieser Apache scheint mir ein Mensch zu sein, der Freundschaften, wenn er sie einmal geschlossen hat, sehr pflegt, auch noch über den Tod hinaus. Wie ich hörte, ist diese Ninja-Führerin erwischt worden, aber nicht die anderen Kämpferinnen, die sie begleiteten. Zumindest nicht alle. So hätte der Krieger dann eine entsprechende Aufgabe zu erfüllen.«

Ich malte den Rand meines Glases mit dem Finger nach. »Das hieße nichts anderes als Mord.«

»Ja.«

»Was wir verhindern müßten.«

»Und ihn einfangen.«

Ich schaute hoch. »Moment mal, Abe, du willst diesen Camacho einsperren?«

»Wenn du es genau nimmst, ist er ein Mörder. So sind nun mal die Gesetze. Die vier Autoinsassen hat er eiskalt umgebracht. Es war keine Notwehr, denn sie haben ihn zu dem Zeitpunkt nicht angegriffen. Ob er damit Leben gerettet hat, steht auf einem anderen Blatt, aber Selbstjustiz können wir nicht hinnehmen.«

»Da hast du recht.«

»Danke.« Er hob sein Glas an. »Haben wir eigentlich schon auf eine gute Zusammenarbeit getrunken?« fragte er.

»Nein, noch nicht.«

»Okay, dann tun wir es jetzt.«

Beide leerten wir unsere Gläser. »So«, sagte der FBI-Agent, drückte

sich in seinem Sessel zurück und schlug die Beine übereinander. »Ich bin in London, John.«
»Wo sonst?«
»Scherzbold. Gehen wir davon aus, daß sich auch Camacho hier aufhält. Wo kann er sich deiner Meinung nach versteckt halten? Hast du eine Idee?« Abe fragte so, als hätte er eine, aber er wollte nur meine Meinung hören.
»Da könnte ich mir etwas vorstellen.«
»Und was?«
»Yakup liegt noch nicht unter der Erde. Die Obduktionen sind abgeschlossen, und beide befinden sich in der Leichenhalle des Friedhofs, auf dem sie morgen begraben werden sollen.«
»Der Ort ist also kein Geheimnis?«
»Sicher nicht. Ich weiß, worauf du hinauswillst. Du rechnest damit, daß Camacho dem Friedhof, der Leichenhalle und damit auch seinem Freund einen Besuch abstatten wird. Dazu eignet sich die Nacht.«
»Sehr gut gefolgert«, lobte mich der G-man. »Jetzt kennst du auch den zweiten Grund, weshalb ich mich mit dir getroffen habe.«
»Das heißt, ich soll dich zum Friedhof oder in die Leichenhalle bringen?«
»Wenn es dir nicht zuviel Mühe macht«, meinte Abe.
»Du hast Nerven.«
»Das sagt man mir nach.«
»Gut, dann brechen wir auf.«
»Sofort?« fragte Abe Douglas.
»Ich habe Zeit. Und du?«
»Immer bereit«, erwiderte er und sprang in die Höhe.

***

Die fremde Stadt!
Sie roch anders, sie lebte anders, sie beherbergte andere Menschen, und sie war auch so voller Hektik wie in den Staaten die großen Metropolen, aber diese hier war nicht so weiträumig gebaut, sondern enger, viel enger, und sie schien jeden Moment zu platzen.
Menschen - zu viele Menschen!
Nicht, daß er sie alle haßte, aber er war empfindlich. Er sammelte die Gerüche der Menschen ein, aber er schüttelte sich, wenn er sie wahrnahm. Er war einfach zu sensibel für die Masse, aber er mußte sein Leben hier mit ihnen teilen.
Yakup war tot, aber er lag noch nicht unter der Erde. Das war Camacho bekannt, das spürte er, ebenso wie er spürte, daß man ihm auf der Spur war.
Von einem Freund war er gewarnt worden. Chato hatte ihm davon berichtet, und er war Chato dankbar, obwohl dieser mit seinen

Gegnern zusammenarbeitete. Aber es gab Ebenen, wo Menschen einfach eine Gemeinsamkeit finden mußten und andere Dinge dabei keine Rolle spielten. Und Chato hatte ihm auch den Rat gegeben, einen Umweg zu fliegen. So war er in Los Angeles gestartet, über Hawaii und Asien geflogen, mehrere Male umgestiegen und schließlich in London gelandet. Auch das Geld hatte ihm Chato überlassen. Er verstand ihn, wenn er Abschied von einem Freund nehmen wollte.

Aber wo konnte er Yakup finden? Wo wurde sein Freund beerdigt? Wer konnte ihm Auskunft geben?

Er hatte es mit etwas älteren Zeitungen versucht und diese durchgeblättert. Und er hatte die Berichte über einen Kampf in der Geisterbahn gelesen, wobei vier Ninja-Kämpferinnen letztendlich der Polizei entwischt waren.

Ninjas und Yakup!

Lange genug hatten sie sich über dieses Thema unterhalten. So wußte der Krieger viel von dem Ninja und kannte auch die Namen dessen Freunde hier in London.

John Sinclair. Suko. Die Conollys. Polizisten und Reporter.

Ausgerechnet. Der Apache hätte sich bei ihnen melden können, aber er hielt sich aus Gründen der Sicherheit zurück. Er hatte nur herausgefunden, wo sie alle lebten, und darauf baute er seinen Plan.

Das schwächste Glied in der Kette schienen ihm die Conollys zu sein.

Ein Ehepaar mit einem Sohn. Von einem dieser drei Menschen würde er erfahren, wo er Yakup finden konnte.

Er hatte auch herausgefunden, wo die Conollys wohnten, sich dann einen Stadtplan besorgt und war nun auf dem Weg zu ihnen, um endlich schlauer zu werden.

Daß die Gegend nicht so belebt war, gefiel ihm gut. Es gab allerdings einen Nachteil, denn Fremde fielen hier auf. Zwar trug Camacho Jeans, eine Jacke, darunter ein normales Hemd, doch sein Gesicht konnte er nicht verändern. Und das Haar hatte er auch jetzt zurückgekämmt. Wie eine Schicht aus Asche lag es auf seinem Kopf und lief im Nacken zu einem Zopf zusammen. Die ledrige Haut, die Falten, der dunkle Teint, das alles war geblieben, und auch der andere Gesichtschnitt, der sich schon von dem eines Europäers unterschied. Zwar konnte er sich nicht unsichtbar machen, aber Camacho bewegte sich so, daß es nicht unbedingt auffiel, und er tauchte immer dann ab, wenn fremde Menschen in sein Sichtfeld gerieten. Das klappte im Sommer gut, wo die Vorgärten dicht bewachsen waren.

Unsichtbar hätte er sich gern gemacht. Das aber hatte er damals Yakup überlassen müssen, denn er war der Besitzer der Ninja-Krone. Camacho stellte sich zwangsläufig die Frage, wer die Krone wohl jetzt in seinem Besitz hatte.

Ideal wäre es gewesen, wenn er sie hätte nehmen können, ebenso die heilenden Handschuhe. Vielleicht würde ihm das noch gelingen. Zuerst aber mußte er von Yakup Abschied nehmen. Das war er seinem Freund einfach schuldig.

Sie hatten sich nicht zu lange gekannt, doch ihre Freundschaft war sehr intensiv gewesen. Da hatte der eine dem anderen vertrauen können.

Später hatten sich ihre Wege dann getrennt, die Verbindung aber war noch geblieben. Als Yakup eine Frau kennen und lieben gelernt hatte, da war auch von jenseits des Atlantiks eine Gratulation gekommen.

Camacho wußte auch, daß es nicht unbedingt gut war, wenn der Mensch zu lange allein blieb. Irgendwann mußte auch ein Mann wie Yakup einmal zur Ruhe kommen.

Jetzt war er zur Ruhe gekommen. Aber zur ewigen, und dem Apachen stand ein Abschied bevor.

Die Conollys waren sein Ziel, und das hatte er beinahe erreicht. Er hielt sich bereits in der unmittelbaren Nähe ihres Hauses auf, stand aber nicht direkt vor dem Grundstück. Er hatte sich für die andere Straßenseite entschieden, von der er aus schräg über die Fahrbahn auf das Haus schaute. Er sah auch, daß es elektronisch bewacht wurde, denn die Conollys hatten eine Videokamera installiert. Vielleicht auch eine zweite oder dritte an anderen Stellen versteckt.

Camacho wurde von einer Hecke gut geschützt. Er nahm den feinen Geruch der weißen Rosen auf, die zur Zeit blühten. Die am Himmel stehende Sonne blendete, aber die Blätter der Hecke filterten auch einen Teil dieses Lichts.

Er mußte ins Haus und mit jemandem reden. Auf seine spezielle Art und Weise würde er es versuchen. Dabei kam ihm zugute, daß er sich selbst fast wie ein Schatten bewegen konnte. Das hatte er in der Wildnis gelernt, die für ihn ein perfekter Lehrmeister gewesen war.

Manchmal hat der Mensch Glück. Auch der Apache konnte sich zu den Glücklichen zählen, denn er sah die beiden Radfahrer auf der Straßenmitte. Jungen, dem Kindesalter entwachsen, aber noch nicht erwachsen. Der Krieger dachte daran, daß die Conollys einen Sohn in dem Alter hatten. Er vermutete, daß einer der beiden Jungen dieser Johnny Conolly war.

Die beiden fuhren langsamer, als sie sich dem Haus der Conollys näherten. Sie sprachen, sie lachten, sie schlugen sich auch gegenseitig auf die Schultern. Der Junge mit den etwas helleren Haaren bremste und stemmte seine Beine in den Boden.

»Kommst du denn heute gegen abend, Johnny?« rief der andere, der noch einige Meter weiter gefahren war und erst dann anhielt.

»Ja. Um sieben.«

»Genau.«

»Bis dann.«
Der andere radelte weiter. Johnny blieb zurück. Er stieg nicht mehr in den Sattel, er schaute sich aber um -und sah in diesem Augenblick, daß Camacho den schattigen Schutz der Rosenhecke verließ und ihn vom Gehsteig her anschaute.
Johnny war irritiert.
Camacho merkte dies. Er hatte sich schon Sekunden zuvor auf den Jungen konzentriert. Jetzt hoffte er, daß ihn seine Gabe nicht im Stich ließ, denn er wollte Johnny hypnotisieren.
Der Kontakt war da.
Und Johnny wurde überrascht. Er hatte den Mann zwar gesehen, der auf ihn zukam. Er war auch über sein Aussehen etwas verwundert, aber als gefährlich hatte er ihn nicht eingestuft. Plötzlich aber veränderte sich etwas im Gesicht des Mannes. Johnny spürte den bösen Blick auf sich gerichtet. Anders konnte er sich die Veränderung nicht erklären, die mit dem Fremden vorging. Die Augen waren nicht mehr die gleichen. Für Johnny waren sie sehr groß geworden, und sie glitzerten wie kaltes Feuer.
»Komm her!« Der Fremde hatte nur leise gesprochen, doch in Johnnys Kopf hatten die Worte nachgehallt.
Und er gehorchte. Camacho lächelte, als er sah, wie einfach es für ihn gewesen war, den Jungen unter seine Kontrolle zu bekommen. Er hatte ihn auch auf dem falschen Fuß erwischt, denn Johnny hätte mit einer derartigen Begegnung nie und nimmer rechnen können, und er war deshalb auch nicht auf sie vorbereitet gewesen.
Er ging auf den Fremden zu und blieb so nahe vor ihm stehen, daß er ihn genau verstehen konnte, auch wenn der andere flüsterte.
»Du bist Johnny Conolly?«
»Ja.«
»Ich bin ein Freund.«
»Das weiß ich«, gab der Junge mit tonlos klingender Stimme zu.
»Sehr gut, mein Freund, deshalb kannst du mir auch vertrauen.« Camacho legte eine Hand auf die Schulter des Jungen. Wieder bohrte sich sein Blick in Johnnys Augen. Er suchte noch nach irgendwelchen Fehlern, die ihm unterlaufen waren, aber Johnny stand voll und ganz unter seiner Kontrolle. Er würde ihm gehorchen.
»Du kennst auch die Freunde deiner Eltern?«
»Ja, die kenne ich.«
»Das ist gut, denn über sie möchte ich etwas wissen. Ich brauche nur eine kleine Information. Ist dir der Name Yakup Yalcinkaya ein Begriff? Kennst du ihn?« Der Apache war auf die Antwort gespannt, denn sie würde ihm seinen weiteren Weg vorzeichnen.
»Ich kannte ihn. Jetzt ist er tot.«
»Ich weiß.« Camacho hielt den Kontakt mit Johnny und nahm seine

Hand nicht von dessen Schulter. »Er ist tot, und es tut mir sehr leid, denn ich habe ebenfalls zu seinen Freunden gehört. Ich bin gekommen, um ihn noch einmal zu sehen. Ich möchte ihn auf seinem letzten Weg begleiten, aber ich weiß leider nicht, wo er liegt und wo er morgen beerdigt werden soll. Deshalb sollst du mir helfen. Da du ihn kennst, wirst du Bescheid wissen. Deine Eltern gehen doch bestimmt auch zu dieser Trauerfeier?«

»Ja, sie werden hingehen.«

»Das ist gut. Und wo müssen sie dann hin?«

»Zum Friedhof.«

»Das weiß ich. Aber nenn mir den Namen.«

»Er ist nur klein.«

»Wie heißt er?« Der Apache spürte plötzlich eine Barriere, die sich zwischen ihm und Johnny aufgebaut hatte. Nicht, daß sich der Junge auf seine Art gewehrt hätte, er hatte echt Mühe, sich an den Namen des Friedhofs zu erinnern. Er quälte sich, und Camacho gab ihm dabei die nötige Unterstützung. »Du schaffst es, mein Junge. Ich weiß, daß du es schaffst. Du mußt dich nur erinnern, und du mußt dich anstrengen.«

»Der Friedhof ist klein.«

»Gut, sehr gut. Weiter.«

»Er ist nicht in der Stadt.«

»Wo dann?«

»Nicht weit von hier.«

»Den Namen, Johnny!«

Der Junge stöhnte. Er stand unter Druck. Aber er bemühte sich. Auf sein Gesicht hatte die Anstrengung einen Schweißfilm gelegt. Plötzlich bewegte er die Lippen. Seine Antwort war nur ein Hauch, aber der Apache hatte gute Ohren. Er konnte den Namen verstehen, behielt ihn auch, atmete tief durch und zeigte dem Jungen ein Lächeln, das dieser jedoch kaum registrierte.

»Ich bedanke mich bei dir, Johnny, und wünsche dir alles Gute.« Der Apache trat zurück. Er sprach ein paar Worte in seiner Sprache, schaute Johnny dabei an und strich mit der Hand über dessen Stirn.

Der Bann war gelöst.

Plötzlich erwachte Johnny wie aus einem tiefen Traum. Er stand auf dem Gehsteig. Er spürte die Sonne im Nacken. Er hielt noch sein Rad fest, aber er konnte sich nicht daran erinnern, wie er auf diese Straßenseite gelangt war. In seinem Kopf herrschte eine gewisse Leere. Er fühlte sich auch schwach.

Dann blickte er sich um.

An der nächsten Straßenecke sah er den Rücken eines Mannes, der soeben um die Kurve verschwand. Der Mann schaute sich noch einmal um, aber Johnny brachte ihn nicht mit der Lücke in seinem

Erinnerungsvermögen in Verbindung.

»Das ist vielleicht blöd«, flüsterte er. Gegenüber lag sein Elternhaus.

Alles war ruhig. Dabei hatte er sich noch vor wenigen Sekunden von seinem Freund verabschiedet.

Blackout, dachte er. Ich habe schon einen Blackout. Und ich dachte immer, es würde nur ältere Menschen treffen.

Ihm war schon komisch zumute. Er mußte schlucken. Und er beschloß, seinen Eltern nichts davon zu sagen. Schließlich wollte er sich nicht blamieren…

***

Der Mann, der für Ordnung auf dem Friedhof sorgte, hieß Don Bailey. Er war der Oberaufseher, ohne allerdings von Beruf Totengräber zu sein.

Die Stadt hatte ihn eingesetzt und ihm die Verantwortung für mehrere Friedhöfe übertragen. Er koordinierte die Beerdigungen und andere Arbeiten, er kümmerte sich um die Leichenhallen und um die Schuppen, wo die Totengräber ihre Arbeitswerkzeuge abgestellt hatten. Einige dieser Männer bedienten sich bereits der kleinen Bagger, mit denen sie Gräber aushoben. Die anderen mußten noch bei einem dreitägigen Lehrgang den Führerschein für dieses Gerät machen. Dann hörte die Knochenarbeit auf, auch auf dem Waldfriedhof, den Bailey an diesem späten Nachmittag inspizierte. Er tat diesen Job schon einige Jahre, und er kannte die Friedhöfe wie seine eigene Westentasche. Die Namen vieler Verstorbener waren ihm ein Begriff. Er hätte sie auswendig aufsagen können, und wenn er ehrlich war, dann machte ihm die Arbeit im Sommer sogar Spaß. Da war das Gelände nicht so leer wie im Winter, wo oft Kälte und auch Nebel den Friedhof zu einem menschenfeindlichen Gebiet machten.

Sogar die Besucherinnen oder Besucher waren ihm oft genug bekannt.

Zumeist ältere Menschen, die ihren Partner besuchten, die Gräber pflegten und immer wieder für frischen Blumenschmuck sorgten.

Don Bailey inspizierte diesen Friedhof recht gern. Bei irgendwelchen Vandalen oder Typen, die zwischen den Gräbern Schwarze Messen hielten oder ihn als Spielplatz zweckentfremdeten, war er nicht beliebt.

Da kannte er andere Areale, wo er oft genug vor den Schandflecken stand und nur mit dem Kopf schütteln konnte. Er hatte auch die Tränen der Angehörigen gesehen, wenn sie die Gräber besuchten und einfach nichts begriffen.

An diesem auslaufenden Tag befand er sich auf dem Rückweg, und Baileys Gedanken drehten sich bereits um den Feierabend. Er mußte noch etwas einkaufen, er wollte sich eine kleine Mahlzeit zubereiten

und würde dann wahrscheinlich in einen Pub oder Biergarten gehen, um einige Bierchen zu schlucken.

Bailey war liiert, aber diese Verbindung lag mehr auf einer lockeren Ebene, denn er und Susan wollten ihre eigenen Wohnungen nicht aufgeben, und sie sahen sich eigentlich nur an den Wochenenden. Es klappte, und über Heirat oder ein Zusammenziehen hatten sie noch nie gesprochen.

Es war für beide einfacher, wenn man sich im Alltagsstreß aus dem Weg ging, da konnte man an den Wochenenden um so mehr strahlen.

Der Waldfriedhof hieß nicht grundlos so; hier war man noch stolz auf den alten Baumbestand. Zumeist Buchen, Linden, aber auch Kastanien und Platanen bildeten mit ihrem Geäst ein schützendes Dach. So kam es, daß das Sonnenlicht stark gefiltert wurde und die Bäume meist im Schatten lagen. Kühler und feuchter als woanders.

Bevor Bailey den Friedhof verließ und in seinen Wagen stieg, wollte Bailey noch die Leichenhalle kontrollieren. Das gleiche galt für die Trauerhaile. Zwischen beiden gab es einen Verbindungsgang, aber es waren auch mehrere Türen vorhanden, die immer abgeschlossen sein mußten.

Bailey lächelte, als er die grüne Holzbank sah, die in einer kleinen Nische stand. Dort saß Mrs. Clothers, eine Frau um die Achtzig, die jeden Tag ihren Mann besuchte, der vor vier Jahren gestorben war.

Bailey kannte die Frau, die im Sommer stets Strohhüte trug, sich bunt kleidete und so um zehn Jahre jünger wirkte, als sie tatsächlich war.

Sie winkte ihm schon zu, als er sich der Bank näherte. »Hallo, Mr. Bailey, auch wieder unterwegs?«

Er gab die Antwort erst, als er die Bank erreicht hatte. Mit einem Tuch tupfte er die Stirn an. »Ja, aber jetzt liegt die Last des Tages hinter mir. Ich habe Feierabend.«

»Wie schön für Sie.« Mrs. Clothers rückte etwas zur Seite. »Wollen Sie sich nicht für ein paar Minuten zu mir setzen, Mr. Bailey?«

»Sonst gern, aber nicht heute. Es war ein langer und warmer Tag. Ich habe Durst, der gelöscht werden muß.«

Die alte Dame lächelte. Sie schaute den wesentlich jüngeren Mann mit dem schütteren Blondhaar an und nickte. »Ja, das kann ich verstehen, Mr. Bailey. Eine Frage hätte ich noch.«

»Bitte.«

»Nicht weit vom Grab meines Mannes entfernt«, sie deutete dabei über die Rückenlehne hinweg, »ist ein neues Grab ausgehoben worden. Ziemlich groß sogar.«

»Ein Doppelgrab, Mrs. Clothers.«

»Ach.«

»Dort wird morgen ein Paar beerdigt. Noch junge Leute, die auf tragische Weise ums Leben gekommen sind.«

»Wie denn?« Interesse blitzte in den Augen der Frau auf.
»Man spricht von einem Verbrechen.«
»Nein!« Sie legte ihre Hand gegen den offenen Mund. »Das ist aber tragisch.«
»Die Welt ist nicht immer gut.«
»Da sagen Sie was.« Mrs. Clothers nickte. »Ich könnte Ihnen da Dinge erzählen, die…«
»Bitte nicht jetzt. Ich habe es wirklich eilig.«
»Pardon.«
»Schönen Abend noch. Und bis bald.«
»Machen Sie es gut, Mr. Bailey.«
Der Angestellte war froh, seinen Weg fortsetzen zu können. Wenn Mrs. Clothers einmal ins Erzählen geriet, dann kam man von ihr nicht mehr so leicht los.
Er ging mit schnellen Schritten und erreichte den lichteren Teil des Friedhofs, wo weniger Bäume wuchsen, die Wege breiter waren und in einen großen, mit Kies bestreuten leeren Platz mündeten. Von ihm hoben sich die Mauern der Leichen-und Trauerhalle ab.
In der Tasche seines maisfarbenen Sommerjacketts befanden sich die Schlüssel für die Türen. Seinen Wagen hatte er jenseits des Tors abgestellt. Der Fiat Punto hatte einige Stunden in der Sonne gestanden.
Er hatte sich entsprechend aufgeheizt. Inzwischen waren die Schatten länger geworden. Zwar stand die Sonne noch am Himmel, aber die Dämmerung hatte bereits eingesetzt. Bald würde tief im Westen der Himmel in Flammen stehen.
Auch hier handelte Bailey nach einem Ritual. Er wollte zuerst die Leichenhalle kontrollieren und sich anschließend um die Trauerhalle kümmern. Das war ihm in Fleisch und Blut übergegangen.
Er ging über den schmalen Weg dicht an der Fassade entlang. Seine Füße waren mit dem Staub des Friedhofs bedeckt. Auf den hellen Steinen hatten die Büsche ein Muster aus Schatten hinterlassen. Er nahm den Geruch von Jasmin auf, den er nie so mochte, weil er ihm einfach zu stark war. Dieser Geruch erinnerte Don immer daran, wer in dieser Erde lag.
In der näheren Umgebung der Hintertür waren die Büsche gestutzt worden. Sie wucherten einfach zu schnell, und auch jetzt hatten sie ihre neuen Arme schon ausgestreckt, als wollten sie in das dicke Holz der Tür hineindringen.
»Da muß bald mal der Gärtner vorbeischauen«, murmelte Bailey, als er seinen Schlüssel aus der Tasche holte. Es waren mehrere, die zu verschiedenen Gebäuden auf den entsprechenden Friedhöfen paßten.
Um sie nicht zu verwechseln, weil die Schlüssel ziemlich gleich aussahen, hatte er sie numeriert.

Für diese Tür zückte er den Schlüssel mit der Nummer fünf.

Er wollte ihn gerade ins Schloß stecken, da hörte er hinter sich das Rascheln. Der Wind konnte die Zweige oder Blätter nicht bewegt haben, es gab ihn einfach nicht. Ein Tier auch nicht. Der Mann fühlte sich plötzlich unwohl.

Er drehte sich trotzdem um - und erschrak.

Vor ihm stand ein Mann!

Plötzlich klopfte sein Herz rasend schnell, denn diese Person war ihm völlig fremd. Dieser Mensch trug zwar nicht gerade die modernste Kleidung, aber er machte trotzdem keinen abgerissenen Eindruck auf Bailey. Etwas anderes störte ihn mehr. Es war das fremde Gesicht und die dichten grauen Haare, die nach hinten gekämmt und zu einem Zopf geflochten worden waren. Auch der Zopf war modern, blieb nur das Gesicht. Es war das eines älteren Mannes, sehr faltig, von Runzeln durchzogen, aber mit sehr klaren Augen, deren Blick etwas Hypnotisches an sich hatte.

Bailey überlegte fieberhaft. Er kannte diese Gesichter. Er wußte auch, wo er sie schon des öfteren gesehen hatte. Allerdings nicht oder nur selten auf Londoner Straßen. Dieses Gesicht war das eines Indianers.

Ja, vor ihm stand ein Indianer!

Er hatte sie auf Fotografien gesehen, auch in Western-Filmen. Eigentlich fehlte bei ihm nur noch die Feder im Haar. Dann wäre er perfekt gewesen.

Da der Fremde nichts sagte, und Bailey seinen ersten Schreck verdaut hatte, fand er auch wieder die richtigen Worte. »Was wollen Sie hier? Wer sind Sie?«

»Ich habe auf Sie gewartet.«

»Wieso auf mich?« Bailey wollte lachen, was ihm aber nicht gelang. Ihm wurde schon unheimlich zumute.

»Ich möchte in die Leichenhalle.«

Bailey blieb vor Staunen bald der Mund offenstehen. »Das ist nicht möglich«, hauchte er. »Nein, das können Sie nicht.«

»Ich brauche nur den Schlüssel«, erklärte der Apache mit ruhiger Stimme.

Don Bailey schnappte nach Luft. Verdammt, er fühlte sich in die Enge gedrängt. Hinter ihm befand sich die geschlossene Tür, und vor ihm stand der Krieger, der ihm den Weg versperrte.

Das sah nicht gut für ihn aus. Trotzdem riß sich Don Bailey zusammen.

»Was wollen Sie denn in der Halle?«

»Abschied nehmen.«

»Von wem?«

»Sie wissen doch, wer dort aufgebahrt liegt. Oder nicht?«

»Ja, schon, aber…« Bailey senkte den Kopf. Er suchte nach einem

Ausweg und nach einer Ausrede. Als er den Fremden dann wieder anschaute, hatten sich dessen Augen verändert. Schon bei der ersten Begegnung war ihm der seltsame Blick des anderen aufgefallen, der aber hatte sich jetzt verändert, denn in den Augen stand etwas, das Bailey nicht begriff. Es war dort eine Kraft vorhanden, die der seinen voll und ganz überlegen war und dafür sorgte, daß sein eigener Wille allmählich wegschwamm. Er kam nicht mehr zurecht, er wußte nicht, was er noch tun sollte. Er wollte und konnte auch nicht gehen, denn die andere Person drang durch seine Gedanken in ihn ein.

Don Bailey kam das Wort Hypnose nicht mehr in den Sinn, da stand er schon unter der Kontrolle des Besuchers. Der Apache nahm dem Mann zuerst den Schlüssel aus der Hand. Danach berührte er ihn an den Schultern, und er flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Es waren seine Befehle, die er auf den Friedhofswärter übertrug. Dieser nahm sie zur Kenntnis, ohne sich dagegen wehren zu können.

»Ja«, flüsterte er, »ich werde mich an deine Anordnungen halten und genau das tun, was du verlangst.«

»Du wirst alles vergessen. Morgen früh aber wirst du herkommen und dir den Schlüssel abholen, den ich hier neben die Tür lege. Hast du das verstanden?«

»Ja, ich werde morgen kommen.«

»Sehr gut. Jetzt wirst du gehen und dich in dein Auto setzen, um wegzufahren.«

»Ich fahre weg…«, murmelte Bailey.

»Und erst wenn du in deinem Zuhause bist, wirst du wieder erwachen und derjenige sein, der du schon immer gewesen bist. Hast du mich genau verstanden?«

»Das habe ich.«

»Dann geh jetzt und tu das, was ich dir aufgetragen habe.« Der Krieger trat zur Seite, als sich Bailey in Bewegung setzte. Mit steifen Schritten passierte er den Mann. Den Kopf hielt er erhoben, den Blick geradeaus gerichtet. Er war starr, aber er wirkte auch wie in unsichtbare Fernen versunken.

Camacho schaute ihm nicht mal nach. Er kannte die Wirkung seiner ungewöhnlichen Kraft. Dieser Mensch würde ihn nicht mehr stören, aber er hatte die Chance, das Leichenhaus zu betreten und von seinen Freunden Abschied zu nehmen.

Es würde ein Abschied auf seine Art und Weise sein, und er wollte dabei allein bleiben.

Camacho öffnete die Tür.

***

Die andere Umgebung empfing ihn sofort. Es war kühler geworden, und auch ein anderer Geruch lag zwischen den Mauern. Wenn man

Tränen riechen konnte, hätten sie sicherlich diesen traurigen Geruch abgestrahlt. Die Luft war nicht trocken. In ihr lag ein leichter, feuchter Film, den auch der Apache spürte.

Er schloß die Tür hinter sich und fand sich in einem halbhoch gekachelten Gang wieder. Oberhalb der Kacheln befanden sich die kleinen Fenster. Sie waren der Sonnenseite abgewandt, und durch die etwas trüben Scheiben drang grünliches Licht.

Die Umgebung interessierte den Apachen nicht. Für ihn war es wichtig, an die beiden Toten heranzukommen, um endlich Abschied nehmen zu können.

Es gab für ihn nur den Weg nach vorn. Auch vorbei an zwei Bänken, auf denen sich die Trauergäste ausruhen konnten. Zwischen ihnen erhob sich ein Stehpult, auf dem das Kondolenzschreiben lag, in das sich die Trauergäste eintragen konnten. Jetzt war das Pult leer. Die beiden Kübel mit den klein gehaltenen Buchsbäumen rechts und links paßten sich der traurigen Umgebung an.

Der Gang endete dort, wo die graue Tür begann. Sie bestand nicht aus Stahl, auch wenn sie so aussah. Das Holz hatte man nur in dieser Farbe gestrichen.

In das Holz hinein waren die Umrisse einer Schale geschnitzt, über der eine Sonne schwebte. Die Klinke schimmerte, sie sah abgegriffen aus.

Der Apache drückte sie nach unten. Er brauchte nicht lange zu ziehen oder zu zerren, denn die Tür zum eigentlichen Zentrum der Leichenhalle ließ sich leicht öffnen.

Er betrat den Raum. Das leise Quietschen störte ihn dabei nicht. Aber seine Blicke versuchten sofort, die Dämmerung zu durchdringen und die beiden Särge zu sehen.

Sie standen nicht auf dem Boden, sondern etwas erhöht auf Sockeln aus Beton. Ein scharfer Geruch durchwehte den Raum, der nur sehr kleine, lukenhafte Fenster aufwies und eine dementsprechend schlechte Sicht verhieß.

Der Apache leckte über seine trockenen Lippen, als er weiterging. Sein Ziel war ein Doppelschalter. Er drückte nur eine Hälfte nach unten und bekam genau das Licht, das er brauchte, denn an den Seiten glühten schmale, kerzenartige Lampen auf, die ein nicht sehr helles Licht abgaben. Es paßte sich der Umgebung an. Es war düster und strich schattenhaft über die zwei alten Kränze hinweg, die an der Wand lehnten. Ihre Schleifen schimmerten dunkel.

Für die Kränze hatte der Krieger keinen Blick. Er wollte an die beiden braunen Holzsärge heran, und als er ging, war so gut wie nichts zu hören.

Camacho bewegte sich auch ganz anders. Sehr langsam setzte er einen Fuß vor den anderen, wie jemand, der auf keinen Fall die

gespenstische Totenruhe stören wollte. In seinem Gesicht bewegte sich nichts. Es war zu einer Maske erstarrt, und auch die Augen lagen bewegungslos in den Höhlen.

Nur manchmal zuckten die Mundwinkel des Kriegers. Auch er kämpfte mit den Tränen, denn er wußte schließlich, wer sich in den beiden Särgen aufhielt. Auch war ihm bekannt, wie Yakup und seine Freundin ums Leben gekommen waren, so rechnete er damit, daß die beiden Toten auch entsprechend aussahen.

Das würde ihn nicht davon abhalten, die Särge zu öffnen und auf seine Art und Weise von den Freunden Abschied zu nehmen. Bevor er sich daranmachte, griff er an die Rückseite seines Gürtels. Dort hatte er eine kleine Tasche aus weichem Leder befestigt. Er löste sie, nahm den Beutel in die Hand, zog ihn auf und ließ seine rechte Hand darin verschwinden. Die Finger tauchten ein in ein weiches Pulver, das noch keine Feuchtigkeit angenommen hatte.

Er schlug einen Kreis um die Särge. Dabei verstreute er einen Teil des Inhalts und sah zu, daß die schmale Spur aus rötlich-braunem Pulver einen Kreis bildete, in dessen Zentrum die Särge standen.

Er schloß den Kreis dort, wo er begonnen hatte. Dann trat er hinein und überlegte, welchen Sarg er zuerst öffnen sollte. Camacho entschied sich für den rechts von ihm.

Der Apache bückte sich. Auch das tat er wieder sehr langsam. Er streckte dabei die Arme aus, und seine Hände strichen wie liebkosend über das Holz des Deckels hinweg, als wollte er dessen Festigkeit prüfen.

Der Krieger wußte, wie man einen Sarg öffnete. An den beiden Seiten befanden sich die Verschlüsse, die er lockerte, den Deckel in der Mitte umfaßte - und anhob.

Er schaute noch nicht genug hin, sondern legte den Deckel außerhalb des Kreises ab.

Dann ging er wieder zurück.

Für einen Moment zuckten seine Lippen, als er die junge, blonde Frau sah, deren Gesicht so schrecklich wächsern wirkte. Die Lippen hoben sich kaum ab. Die Frau sah tatsächlich aus wie eine Wachspuppe.

Camacho sah sie zum erstenmal und auch nur als Tote, aber er konnte sich gut vorstellen, daß sie im Leben zu Yakup gepaßt hatte und sicherlich sehr verständnisvoll gewesen war.

Man hatte sie ebenso brutal umgebracht wie auch den Ninja-Kämpfer.

Der einsame Krieger betrachtete den Körper. Die Hände der Toten lagen gefaltet auf der Brust. Nichts mehr bewegte sich an ihr. Sie war so schrecklich starr, aber die Experten hatten ihre Wunden gereinigt, damit das Totenhemd blütenweiß aussah und nicht einen Flecken

zeigte.

Der Apache streckte eine Hand aus. Mit den Fingerspitzen strich er über das kalte Gesicht. »Ich weiß, daß wir uns wiedersehen werden«, flüsterte er. »Aber es wird nicht in dieser Welt sein, sondern in einer anderen, wo alle Menschen glücklich sind und es keine Gewalt mehr gibt. Du bist jetzt mit deinem Freund in dem Großen Reich vereint, und irgendwann werde auch ich zu euch stoßen, Eva. Ich gönne dir deine ewige Ruhe.«

Er richtete sich wieder auf und blieb am Fußende des Sargs stehen.

Stumm wie in einem tranceartigen Gebet versunken. Es war so gut wie nicht zu hören, daß er atmete.

Dann holte er tief Luft, als wollte er die benötigte Energie einsaugen, und er bewegte sich einen winzigen Schritt auf den zweiten Sarg zu »Ich weiß, daß du mich als Toter nicht mehr hören kannst, Yakup, aber was ich gleich tun werde, das bin ich dir einfach schuldig. Ich hoffe, du wirst das irgendwann verstehen, wenn wir beide im anderen Reich wieder zusammenkommen.«

Nach diesen Worten fing Camacho damit an, auch den zweiten Sarg zu öffnen.

Es gab keine Schwierigkeiten. Der Deckel ließ sich leicht anheben. Erst als er wieder zum letzten Lager zurückkehrte, warf er einen Blick nach unten und konnte endlich seinen Freund erkennen.

Ja, er war es.

Und er war tot!

Camacho, der Apache, wußte selbst nicht, wieso er sich plötzlich dermaßen überrascht zeigte. Er hatte einfach seinem Gefühl auch akustisch Ausdruck verleihen wollen, und nun stand er da, selbst zur Statue erstarrt, und schaute sich den Toten an.

Auch Yakup lag auf dem Rücken. Sein Gesicht mit den doch kantigen Zügen wirkte wie von einem Holzschnitzer geschaffen. Kantig stach die Nase des Toten hervor und erinnerte an ein Stück Holz. Seine Haut glich der seiner toten Partnerin, auch seine Hände lagen auf der Brust übereinander.

Die Augen waren geschlossen. Über der hohen Stirn lag das schüttere Haar. Man hatte es ihm nach hinten gekämmt. Die Wangen waren eingefallen, der schmale Mund kaum zu sehen, und selbst das eckige Kinn wirkte jetzt weicher.

Auch sein starrer Körper war von einem Totenhemd umhüllt. Es lag eng an. Ein Laken, wie von einem Engel aus dem Himmel geschleudert, um ihm auf dem Weg ins kalte Jenseits eine gewisse Wärme zu geben. So ähnlich sah der Apache dieses Kleidungsstück.

Wieder atmete er nur durch die Nase. Wieder blieb sein Gesicht unbewegt. Ein Holzschnitt, der Kinn, Nase und. Ohren aus diesem groben Klotz hervorgeholt hatte.

Und doch gab es eine Regung in diesem Gesicht. Man mußte schon genauer hinschauen, um sie zu erkennen, denn in den Augen und auch in deren Umgebung schimmerte es auf.

Es war das Tränenwasser. Die Tränen liefen an den Wangen des Apachen entlang. Hautfurchen wurden zu winzigen Bächen.

Der Krieger trauerte um seinen Freund. Die Zeit war für ihn nicht mehr vorhanden. Er befand sich in einem Zustand, wo sie einfach davonlief, ohne daß er es merkte, und er hielt seinen Blick auf den toten Freund gerichtet.

Das Wasser verschleierte die klare Sicht, und aus dem Toten wurde eine Person, die zwar noch starr lag, sich aber trotzdem in der Totenkiste zu bewegen schien.

Der Apache wischte mit dem Handrücken über seine Augen, denn er wußte plötzlich, daß der erste Teil der Trauer hinter ihm lag.

Er bewegte sich wieder. Dabei blieb er noch in dem Kreis, hockte sich vor den beiden Särgen nieder und begann mit seinem Gesang. Es war die Totenklage. Eine uralte Melodie. Sie war von Generation zu Generation weitergegeben worden, aber die meisten aus seinem Volk hatten sie vergessen. Es gab nur noch wenige Menschen, die Text und Melodie der Klage beherrschten.

Camacho gehörte zu den wenigen. Auch jetzt spielte die Zeit für ihn keine Rolle, aber er wußte genau, wann er sich erheben mußte. Das tat er mit einer geschmeidigen Bewegung, obwohl er so lange schon gesessen hatte. Um die Särge herum hatte er das Pulver verstreut, und er würde es nicht so liegenlassen. Alles hatte seinen Grund im Leben und sicherlich auch im Tod.

Das Pulver wurde aus besonderen Knollen und Wurzeln hergestellt. Er hatte sie an den heiligen Stätten seiner Ahnen gesammelt, getrocknet und zu einem Pulver gerieben, in dem noch die geheimnisvollen Kräfte der alten Götter vorhanden waren. Sie freizulassen, war nicht einfach, und nicht jeder schaffte es.

Aus seiner Hosentasche holte er die Schachtel mit den Zündhölzern. Er stieß sie auf, entnahm ihr ein dünnes Zündholz, rieb es gegen die Fläche und schaute der Flamme zu, wie sie sich die entsprechende Nahrung suchte.

Sie flackerte, als er sie bewegte und gegen den Ring aus Pulver hielt.

Sofort zischte es an dieser Stelle auf. Im Nu wurde das Pulver zu einem Feuerring, dessen Flammen etwa fußhoch über dem Boden tanzten.

Sie waren blaß. In ihren Zentren malte sich ein bläuliches Schimmern ab, als wäre dort der Geist der Götter versammelt, denen die Flammen gewidmet waren.

Nur wenig Rauch entstand, aber der süßliche Geruch breitete sich schon wie ein unsichtbarer Nebel aus, als wollte er das Innere der

Leichenhalle mit einem zweiten Totenschleier bedecken.
Der Apache nahm wieder seinen angestammten Platz ein. Er hockte im Schneidersitz auf dem Boden, seine Frontseite den Särgen zugerichtet, über die er hinwegschauen konnte.
Ein bläulicher Dunst umschwebte ihn und hatte sich auch wie eine Decke über die Särge gelegt.
Minutenlang blieb der alte Krieger still. Er saß da und sah aus, als wäre er noch einmal in sich versunken, und das trotz einer tiefen Starre.
Seine Augen, die zuerst noch gezuckt hatten, bewegten sich merklich langsamer. Und sie blieben nun spaltbreit offen.
Camacho meditierte. Aus seinem Mund strömten die Worte hervor, dann sang er in der Trauerhalle. An den Wandlampen zogen dünne Schleier entlang, als wären es die Geister der Toten, die nicht weit entfernt in der feuchten Erde bestattet worden waren.
Camacho ließ sich Zeit. Seine Stimme war hin und wieder so leise, daß er sie selbst kaum hörte. Dann aber wieder hörte sie sich so schrill an, als wäre der Mann dabei, seine Not hinauszuschreien.
Er spürte den seelischen Schmerz. Er litt. Er fand es grausam, den toten zu betrauern, aber er wußte auch, daß es für ihn nur den einen Weg der alten Gesetze gab.
Und so würde er durchhalten, wie er es schon des öfteren getan hatte, wenn ein Freund zu betrauern war.
Sein Gesang setzte sich fort. Unterschiedlich laut. Mal langsam, dann wieder schneller, mal kehlig und härter, dann wieder sanfter, als wollte er alle Facetten durchprobieren, um irgendwie sein Ziel zu erreichen.
In seinen Augen schimmerte weiterhin die Feuchtigkeit. Aber es rannen keine Tränen mehr an den Wangen hinab, als wären sie durch die gesanglichen Befehle gestoppt worden, denn Camacho erlangte wieder die Kontrolle über seinen Körper.
Das Feuer brannte weiter. Obwohl der Apache den Inhalt des kleinen Sacks nur sehr dünn auf dem Boden verteilt hatte, schien es so zu sein, als bekämen die Flammen immer mehr Nachschub. Sie waren wie Finger, die mit ihren Spitzen zur Decke wiesen, wo sich allerdings nichts mehr abmalte. Nur der schwache und geisterhafte Widerschein des auf dem Boden stehenden Feuers.
Der alte Krieger schaute in den dünnen Rauch hinein, der ebenfalls kein Ende zu nehmen schien. Er bekam immer mehr Nachschub, aber er wurde nicht dicker oder intensiver. Rauch glitt lautlos in Rauch hinein und formte immer neue Figuren.
Der Singsang des Apachen verstärkte sich noch mehr. Camacho spürte, daß er die Schwelle zum Reich der Geister erreicht hatte. Er mußte sie nur noch überschreiten, aber das würde ihm schwerfallen.

Einen letzten Kontakt wollte er mit seinem Freund herstellen. Er merkte, wie sich in seinem eigenen Körper etwas löste, als wollte es wegschweben und nie mehr zurückkehren.

Auf einmal fühlte er sich leicht, obwohl er noch auf dem Boden saß und der Kontakt blieb.

Sein Kopf bewegte sich. Er blickte nicht mehr direkt über die offenen Särge hinweg, denn er hatte den Kopf etwas zurückgedrängt und starrte in die Schleier aus Rauch hinein, in denen sich plötzlich etwas abmalte.

Auch beim ersten Hinschauen wollte er nicht an eine Täuschung glauben, denn was er dort zu sehen bekam, bewies ihm, daß er die Schwelle zum Reich der Geister überschritten hatte.

Er sah die Gestalten!

Ob er sie wirklich wahrnahm, konnte er nicht mit Sicherheit behaupten.

Durch den süßlichen Rauch war auch er beeinflußt worden, denn auf eine längere Zeit hinweg hatte er die Kraft einer Droge, die dem Einatmenden die Zugänge zu anderen Welten zu öffnen schienen.

Camacho glaubte daran, in das Totenreich zu schauen, und was er für sich sah, war unglaublich…

***

»Netter Name«, sagte Abe Douglas. »Was oder wen meinst du damit?«

»Diesen Waldfriedhof.«

»Ach so.«

Ich stoppte auf dem Parkplatz des Friedhofs und schnallte mich los.

Dann hob ich die Schultern, deutete nach vorn und sagte: »Schau dir die Umgebung an, dann wirst du erkennen, daß der Begriff stimmt.«

»Wie wahr«, sagte der G-man, als er ausstieg, sich reckte, tief einatmete und nach Westen schaute, wo die Sonne in einem feurigen Meer als scharf konturierter Ball schwamm. Abe Douglas mußte die Augen etwas zusammenkneifen, um nicht zu stark geblendet zu werden. Auch schirmte er die Augen mit einer Hand ab.

Ich kannte den Friedhof. Wir hatten diese letzte Ruhestätte bewußt für unsere beiden Freunde hier ausgesucht, denn dieser Friedhof glich mehr einem Park. Über den meisten Gräbern wachten die alten Laubbäume.

Douglas deutete zur Seite. »Und das ist die Halle«, sagte er nur.

»Genau, dort müssen wir hin. Da haben wir die beiden aufbewahrt. Morgen früh werden wir sie dann beerdigen.«

Douglas schaute mich schief an. »Morgen früh«, wiederholte er. »Was wird dann wohl sein?«

»Ein neuer Tag.«

»Stimmt. Aber wie wird er aussehen?«

»Ein wenig traurig oder sehr traurig? Aber das Leben geht für uns weiter, denn unsere Gegner schlafen nicht, das kannst du mir glauben.«

»Ja, da hast du recht. Immer wenn ich auf einem Friedhof als lebendiger Mensch stehe, werde ich daran erinnert, welches Glück ich bisher im Leben hatte. Ich darf gar nicht daran denken, wie viele meiner Kollegen und auch Freunde schon im Dienst ihr Leben verloren haben. Wenn ich darüber nachdenke, kann ich den Job direkt an den Nagel hängen. Aber man ist ja hart im Nehmen oder wird es zumindest.«

»Wem sagst du das, Abe?« Er folgte mir auf den Weg zur Leichenhalle.

Ich merkte schon, wie ich mich auf dem Weg dorthin innerlich verwandelte. Locker war ich auf der Fahrt sowieso nicht gewesen, doch jetzt, so dicht vor dem Ziel, schlug mir das Ganze auf den Magen.

Ich beeilte mich nicht, weil ich mir auf dem Weg noch die Umgebung anschauen konnte. Hier schützten uns keine Bäume vor dem Sonnenlicht, dafür wuchsen in der Nähe der beiden miteinander verbundenen Hallen dunkelgrüne Jasminhecken. Der Blütenduft kitzelte in meiner Nase.

Wir waren zumindest hier allein. Ob sich noch jemand auf dem Friedhof aufhielt, sahen wir nicht. Um diese Zeit leerte er sich zumeist oder er hatte sich bereits geleert. Da waren auch die letzten Witwen oder Witwer auf dem Heimweg.

»Sieht ziemlich verschlossen aus, die Tür«, sagte der G-man.

»Mal schauen.« Sie sah verschlossen aus, aber sie war es nicht.

Niemand hatte sie abgeschlossen, was mich wunderte. Ich dachte nicht weiter darüber nach, dachte optimistisch und nahm es als einen günstigen Wink des Schicksals hin.

Wir betraten einen Flur oder Gang. Schon umwehte uns dieser typische Leichenhausgeruch. Eine Mischung aus verwelkten Blumen, feuchten Tränen und Desinfektionsmitteln und eine typische Kühle, die sich klamm auf unsere Körper legte.

Automatisch wurden wir langsamer und traten leiser auf. Diese Ruhe wollten wir nicht stören, aber beide waren wir hellwach, und auch Abes Augen blieben nie still. Sie bewegten sich, als suchten sie nach irgendwelchen Fallen.

Ich blieb stehen, was Abe Douglas wunderte. Neben mir sah ich das Kondolenzpult, aber das interessierte mich nicht. Mir fiel nur der andere Geruch auf.

»Was ist los, John? Was fällt dir auf? Hast du was?« fragte Douglas.

»Ja, der Geruch.«

»Ist typisch für Leichenhäuser. Das kenne ich von den Staaten her.

Nichts Besonderes.«
»Das meine ich nicht.«
»Was dann?«
»Der Geruch hat sich verändert, Abe. Er ist nicht mehr der gleiche geblieben.«
Ein Schatten fiel über das Gesicht des G-man. Da er es genau wissen wollte, machte er es mir nach. Er konzentrierte sich ebenfalls auf den Geruch, und dann sah ich, wie er nickte. »Ja, John, du hast dich nicht getäuscht. Das ist ein seltsamer Geruch.«
»Sagte ich doch.«
»Und woher könnte er stammen?«
Ich hob die Schultern. »Bestimmt nicht von draußen. Das muß hier in der Leichenhalle sein.«
»Wo die Särge stehen«, lautete Abes trockene Antwort.
»Möglich.«
Als ich vorgehen wollte, hielt Douglas mich fest. »Und ich denke dabei an Camacho. Schon auf der Fahrt habe ich dir gesagt, daß wir mit ihm rechnen müssen, und ich kann mir gut vorstellen, daß er sich hier aufhält.«
»Weiter, Abe.«
»Nichts - leider. Ich kenne ihn nicht genau und kann nur raten.« Er schnüffelte wieder. »Rauch und Feuer«, sagte er, »das gehört zu seinen Beschwörungen oder Ritualen.«
Ich atmete scharf auf. Auf meinem Rücken wurde es kalt. »Rechnest du damit, daß er hier ein altes Totenritual durchziehen will? Glaubst du, daß es möglich ist?«
»Wer kennt sich schon mit den Mythen und Beschwörungen der alten Indianer aus? Ich für meinen Teil nicht. Aber ich kann mir vorstellen, daß er es tut.«
»Das werden wir gleich wissen.«
Noch leiser und vorsichtiger als nach unserem Eintritt bewegten wir uns auf die Tür der eigentlichen Aufbewahrungshalle zu. Dabei stellten wir sehr schnell fest, daß sich der Geruch intensivierte. Ich versuchte ebenfalls herauszufinden, wonach es hier roch, aber es war einfach zu schwer. Wenn, dann mußten irgendwelche fremden Kräuter oder Flüssigkeiten brennen, die mir unbekannt waren.
Die Tür malte sich deutlich sichtbar ab. Sie schloß nicht ganz fugendicht.
So sahen wir den schwachen Lichtschimmer unter ihr hersickern.
Abe stieß einen leisen Pfiff aus. »Das ist doch nicht normal, John. Läßt man das Licht brennen, wenn Tote aufbewahrt werden?«
»Es wäre mir neu.«
»Dann finden wir dort nicht nur die beiden Toten, sondern auch unseren Freund Camacho.«

Wir waren dicht an die Tür herangetreten und schauten zu Boden. Dort sahen wir die sehr feinen und hauchdünnen Rauchkringel aufsteigen, die sich dicht über dem Boden zu kleinen Wolken zusammendrängten, um an der Tür aufzusteigen.

Dann hörten wir das Singen.

Leise, monoton, fremdartig. Ich legte mein Ohr gegen die Tür. Das Holz war zu dick. Lauter und deutlicher vernahm ich es nicht.

»Und?« flüsterte Abe Douglas.

»Er ist sicherlich drin.«

»Ich dachte es mir.« Abe wollte seinen Revolver ziehen, doch ich hielt seine Hand am Gelenk fest. »Lieber nicht, Abe, laß ihn stecken. Es paßt nicht.«

»Okay, wie du meinst. Du bist hier der Boß.«

Darüber konnte ich nicht mal grinsen. Dafür legte ich die Hand auf die Klinke und öffnete die Tür so leise wie möglich…

***

Er sah die Geister!

Es war für ihn wieder einmal eine neue Erfahrung.

Er hatte die Schwelle überschritten, er konnte in den Rauch hineinblicken und entdeckte dort die Bewegungen der Körper, die im Prinzip keine waren, weil sie neue Formen und Gestalten angenommen hatten und so aussahen, als wollten sie sich auch weiterhin auflösen. Sie flössen durch den Rauch, waren mal kompakt, dann wieder gestreckt.

Mal fratzenhaft häßlich, dann wieder schön, und Camacho, der völlig unter dem Einfluß der von ihm gestalteten Droge stand, hatte selbst den Eindruck, sich als körperloses Etwas zwischen all den Gestalten zu bewegen, die ihn mit heißen oder kalten Armen berührten.

Er sang weiter und merkte es kaum. Er hörte nicht auf und hatte wohl die Kontrolle über sich verloren. Er sang seinen Freunden das Totenlied, und er hoffte dabei, unter all den Geistern die der beiden im Sarg liegenden Verstorbenen zu sehen.

Sie tanzten vor ihm.

Sie schwangen mal langsam, mal schneller. Sie blieben dabei in ständiger Bewegung, als wollten sie aus zahlreichen Einzelteilen eine große Wolke mit unterschiedlichen Bildern bilden.

Waren die Frauen-und Männergesichter menschlich? Zeigten sie das Spiegelbild ihres irdischen Daseins?

Manchmal sah es für den alten Apachen so aus, dann aber gab es Momente, wo die Gestalten wieder zerflossen, eintauchten in den Rauch, um sich von dort aus neu zu bilden.

Er sang, er meditierte, er betete. Und noch immer waren seine Augen tränennaß.

Die Pupillen sahen auch nicht mehr normal aus. Ihnen fehlte der Ausdruck. Sie waren leer und bewiesen, daß der Mensch, der dort meditierte, nicht mehr derselbe war wie vorher. Auch der feurige Ausdruck war nicht mehr zurückgekehrt. Vor den beiden Särgen saß nur mehr eine Hülle.

Über den offenen Särgen verdichtete sich der Rauch aus Geistwesen, als wollte er dort eine Botschaft hinterlassen oder versuchen, die Toten aus ihrer Starre zu holen und sie so dem Leben zurückzugeben.

Gesichter zuckten, Gestalten tanzten, lösten sich wieder auf. Und alles passierte in einer so dichten Stille, daß man die berühmte Stecknadel gehört hätte.

Es war die fremde Welt, die in die normale eingedrungen war. Über den Flammen löst sich der Rauch allmählich auf. Dann sah es so aus, als wären die geisterhaften Gestalten regelrecht zerfetzt worden.

Ein tiefes Stöhnen drang aus dem Mund des alten Apachen. Ein erstes Zeichen, daß er dabei war, aus seiner Trance wieder in das normale Leben zurückzukehren.

Sein Körper zuckte.

Der Gesang drängte sich zu einem murmelnden Tonbrei zusammen, und die bleichen Wolken verschwanden allmählich.

Mit einem tiefen Atemzug saugte der Krieger die Luft ein und fragte dann, ohne seine Sitzhaltung zu verändern: »Wer ist dort gekommen…?«

***

»Wir«, sagte ich und fügte rasch hinzu: »Freunde.«

Abe Douglas und ich hatten uns nicht lange in der offenen Tür aufhalten können, denn kurz nach unserem Eintritt hatte sich der für uns fremde Mann wieder aus seiner Trance hervorgeholt.

Reste hatten wir noch zu sehen bekommen. Tanzender Rauch, und mir war es gewesen, als hätten sich darin Gesichter gezeigt, was auch eine Täuschung sein konnte.

Nur das Feuer brannte noch. Sehr kleine Flammen, kaum fingerhoch, die ebenfalls zusammensanken und schließlich verloschen, während wir mit leisen Schritten auf die beiden Särge und den vor ihnen sitzenden Apachen zugingen.

Ich schaute ebenso auf seinen Rücken wie Abe. Er saß gebeugt. Er mußte alt sein. Sein Haar war grau wie das Fell einer staubigen Maus.

Im Nacken bildete es einen dicken Zopf. Der Körper wirkte kompakt. In der sitzenden Haltung war er nach vorn gebeugt. Immer wieder holte der Mann Luft, um sich zu regenerieren.

Schließlich traten wir in den nicht mehr brennenden Kreis hinein. Die Rückstände sahen aus wie dunkler Lack.

Wir rahmten den Apachen ein. Aus seiner Perspektive mußten wir

ihm hoch wie Bäume vorkommen. Im Gegensatz zu ihm konnten wir in die beiden Särge hineinschauen. Durch meinen Magen schnitt plötzlich eine scharfe Messerklinge. Ich sah den toten Yakup dort liegen und im Sarg daneben seine Partnerin.

Natürlich bauten sich wieder die Erinnerungen auf. Ich dachte an die gemeinsamen Abenteuer, die Yakup und ich durchlebt und auch durchlitten hatten.

Das war jetzt vorbei. Ihn holte niemand mehr ins Leben zurück, und auch Eva Karman nicht. Vielleicht hatte der Apache es versucht, aber er war nicht der Schöpfer.

Yakups Gesicht war schon zu seinen Lebzeiten nicht eben weich gewesen. Jetzt aber wirkte es wie geschnitzt, so starr wie eine Totenmaske.

Ich hatte schon Abschied von ihm genommen, und morgen würden wir es wieder tun, aber ich konnte jetzt, wo ich vor dem Sarg stand, das Zucken meiner Wangen und der Lippen nicht unterdrücken. Hier lag ein Freund, aber es hätte auch mich treffen können, wenn Shao nicht gewesen wäre.

Dann hätten Suko und ich jetzt diese beiden Särge belegt.

Ich wollte nicht mehr daran denken, obwohl uns noch vier Ninja-Kämpferinnen entkommen waren, wichtig war jetzt der Mann, der hier auf seine Art und Weise so alles verändert hatte.

Noch hatte er mit sich zu kämpfen. Er wirkte wie jemand, der eine lange und anstrengende Reise hinter sich hatte. Wir hörten ihn atmen und zugleich stöhnen, und wir sahen auch, wie seine Starre allmählich nachließ und er wieder zu einem Menschen wurde.

Als er mir den Kopf zudrehte und an mir hochschaute, lächelte ich auf ihn nieder. Er sagte nichts. Er schaute mich nur an. Ich fühlte mich irgendwie gezwungen, mein Lächeln zu behalten. Plötzlich trat ein warmer Schimmer in seine Augen, und einen Moment später nickte mir der alte Apache zu. »Du mußt John Sinclair sein«, flüsterte er mit einer Stimme, die tief in seiner Kehle geboren war.

»Ja, der bin ich.«

»Yakup hat mir von dir berichtet. Von dir, deinen Freunden und vielen anderen.«

»Wir waren Freunde«, flüsterte ich.

»Ja, wie Yakup und ich.«

»Möchtest du aufstehen?« fragte ich ihn. »Fühlst du dich kräftig genug, Camacho?«

Er wunderte sich nicht einmal darüber, daß ich seinen Namen kannte.

»Gib mir deine Hand«, bat er.

Ich streckte sie ihm entgegen. Dann spürte ich die seine. Sie umspannte meine Finger mit einem kräftigen Druck. Für mich war sie

trocken wie altes Holz.

Dann stand er, sagte aber nichts, sondern drehte sich um, weil er sich um Abe Douglas kümmern wollte. »Du bist sein Freund, das spüre ich, aber ich spüre auch, daß du nicht mein Freund bist.«

»Das muß ich ehrlich zugeben.«

»Warum das alles? Was habe ich dir getan?«

»Ich heiße Abe Douglas, und mir persönlich hast du nichts getan, Camacho. Aber ich habe einen Job, weißt du? Eine Aufgabe, die…«

»Du bist Polizist.«

»Stimmt«, gab Abe zu. »G-man, FBI-Agent, und ich bin derjenige, der auf deine Spur gesetzt wurde, weil ich dich einfach jagen muß, denn du hast in den Staaten Gesetze übertreten. Du hast gemordet und…«

Der Apache hob den rechten Zeigefinger. In seinen Augen glühte der Zorn. »Wie kannst du so etwas sagen, Mann des Gesetzes? Ich habe nicht gemordet. Ich habe die anderen nur bestraft. Das ist ein großer Unterschied. Sie waren böse und schlechte Menschen, denen das Leben anderer nicht viel wert war. Und deshalb habe ich sie bestraft und die Welt von diesem zweibeinigen Ungeziefer gereinigt.«

Abe wiegte den Kopf. »Aus deiner Sicht magst du recht haben. Es wird auch Menschen geben, die dir ewig dankbar sein werden, aber ich muß mich an die Gesetze des Staates halten, und die hast du übertreten. Du bist demnach ein Mörder.«

»Du bist gekommen, um mich zu verhaften und in die Staaten zurückzubringen?«

»Das müßte ich.«

»Wir sind hier nicht in den USA.«

»Das weiß ich.«

»Gelten in diesem Land nicht andere Gesetze?« fragte der alte Apache.

Er hatte mich angesprochen.

»Ja, die gelten hier. Und soviel mir bekannt ist, hat Abe Douglas auch keinen Auslieferungsantrag vorgezeigt. Hier bei uns hat sich Camacho nichts zuschulden kommen lassen.«

Douglas zeigte sich zerknirscht. »Das weiß ich alles. Und du darfst es auch nicht persönlich nehmen, Camacho, das weißt du. Aber ich konnte nicht anders handeln.«

Der Krieger streckte Abe Douglas beide Hände entgegen. »Hier«, sagte er, »verhafte mich.«

»Unsinn.«

Camacho ließ nicht locker. »Um eines aber möchte ich dich noch bitten, G-man. Ich möchte morgen gern dabeisein, wenn Yakup und die Frau beerdigt werden. Das bin ich ihm schuldig. Als Freund habe ich mich schon heute von ihm verabschiedet, doch ich möchte auch sehen, wie die Körper in die Erde gelassen werden.«

»Ich habe nichts dagegen. Du, John?«

»Nein, überhaupt nicht. Aber ich möchte noch einmal auf die Verabschiedung zurückkommen. Sie ist für Menschen wie uns ungewöhnlich gewesen. Was hast du getan, Camacho?«

Er dachte nach und sagte schließlich: »Ich habe die Früchte der Heiligen Stätten unserer Götter und Ahnen mitgebracht und ihnen die alten Kräfte entlockt.«

»Den Rauch?«

»Ja.«

»In dem ich etwas sah«, fuhr ich fort. »Können es möglicherweise Geister gewesen sein?«

Camacho runzelte die Stirn. »Ich weiß es nicht, was du gesehen hast, ich weiß nicht mal, was ich sah. Ich spürte nur, wie ich dabei war, die Schwelle zu überschreiten, und ich habe gespürt, daß es noch nicht beendet ist.«

»Was soll nicht beendet sein?«

Er breitete die Arme aus. »Die Geister können nicht reden. Sie umwehten mich, aber ich fühlte mich bei ihnen nicht geborgen. Es wird noch weitergehen. Wären sie gut gewesen, dann wäre alles anders verlaufen, so aber war ich in ihrer Kälte gefangen, und diese Gefühle haben mich schon gewarnt.«

»Kannst du da nicht genauer werden?« fragte Abe.

»Nein«, sagte der Apache. Dann entfernte er sich von uns. Er nahm den ersten Sargdeckel hoch und legte ihn wieder auf das Unterteil.

Abe und ich halfen ihm, und schon bald waren die Körper der beiden Toten wieder verschwunden. Ich hatte sie noch mit Blicken des Abschieds bedenken können, aber die Erinnerung an sie würde ich immer in meinem Herzen behalten, das stand fest.

»Es wird Abend«, sagte der Apache. »Ich möchte mich zur Ruhe legen. Jetzt weiß ich ja, wo ich morgen hinkommen muß.« Er hob die Schultern.

»Ich werde pünktlich sein.« Er nickte uns zu und ging.

An der Tür holte ihn meine Stimme ein. »Hör zu, Camacho, ist es nicht besser, wenn wir dich zu deinem Zimmer oder zu deiner Wohnung begleiten?«

Er drehte sich nur kurz um. »Nein, das wird nicht besser sein, John Sinclair. Es gibt Stunden, in denen der Mensch allein sein muß. Da stören andere nur.«

»Da hast du sogar recht.«

»Eben. Und deshalb werde ich jetzt gehen.« Er hob die Hand zum Gruß.

»Wir sehen uns morgen.«

Keiner von uns hielt ihn auf. Ich mußte ihn bewundern, denn dieser Mann strahlte etwas aus, vor dem ich nur den Hut ziehen konnte. Ein

sehr großer Respekt.
»Weißt du, wie ich mich fühle?« fragte Abe Douglas.
»Das kann ich mir denken.«
»Ich sage es dir trotzdem. Ich fühle mich beschissen. Ich habe nach den Buchstaben des Gesetzes gehandelt und irgendwo auch gegen meine Überzeugung, aber ich mußte es tun -oder?« Er schaute mich um Antwort bittend an.
Den Gefallen tat ich ihm gern. »Mach dir keine Vorwürfe, Abe. Es ist alles okay.«
»So fühle ich mich aber nicht. Für dich mag vieles in Ordnung sein, ich aber muß noch zurück in die Staaten. Zusammen mit Camacho. Oder wie soll ich sonst dort ankommen?«
»Mit einer Ausrede.«
»Ach. Was soll ich sagen? Daß ich ihn nicht gefunden habe, trotz Unterstützung meiner befreundeten Kollegen? Kannst du mir sagen, wer mir das von meinen Bossen abnehmen soll? Niemand, sage ich dir. Die werden mir kein Wort glauben.«
»Wenn Camacho eingesperrt wird, ist das für ihn der Tod. Dann wird er sich als lebendig begraben fühlen und nicht mehr lange leben. Da kann man ihn gleich auf der Flucht erschießen.«
»Jetzt übertreibst du aber.«
Ich winkte mit beiden Händen ab. »Morgen sehen wir weiter, dann ist die Beerdigung«, sagte ich mit einem Blick auf die beiden Särge. Ich fröstelte wieder. Es würde mir alles andere als eine Freude machen, Yakup und Eva auf ihrem letzten Weg zu begleiten, aber es gab keine Alternative. Ich mußte es tun, das war ich den beiden einfach schuldig.
Und der Apache hatte schon von ihnen Abschied genommen.
Wie ich ihn genau einschätzen sollte, wußte ich auch nicht. Ich hatte ihn kennengelernt, aber das ihn umgebende Rätsel war nicht kleiner geworden. Er würde auch weiterhin seinen eigenen Weg gehen, das hatte er uns bewiesen.
Wir wollten uns nicht mehr länger in der Leichenhalle aufhalten und machten uns auf den Rückweg. Ich zog die Tür zu. Die beiden Toten waren wieder allein.
Den Druck bekam ich nicht so leicht weg. Er lag dort, als hätte er sich festgebrannt.
Abe Douglas war schon vorgegangen. Einige Schritte von der Außentür entfernt wartete er auf mich und schaute hinein in die ersten Schatten der Dämmerung, die den Waldfriedhof bedeckten. Der Tag starb, die Nacht kam und breitete ihre Decke aus.
Ein noch warmer Wind fuhr uns in die Gesichter. Der blühende Jasmin roch noch intensiver, und ich schmeckte ihn sogar auf der Zunge. Selbst die Luft schien sich mit Blütenstaub gefüllt zu haben.

Wir gingen langsam zum Rover hinüber. »Nehmen wir noch einen Drink?« fragte Abe.

»Wie du willst.«

»Aber nicht im Hotel. Ich würde mich gern an den Fluß setzen. Rein in einen Biergarten.«

»Abgemacht. Aber sei mir nicht böse, wenn ich als Autofahrer wenig trinke.«

»Ist schon okay. Ich brauche einfach jemanden, mit dem ich reden kann, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Außerdem habe ich…« Das nächste Wort bestand aus einem Pfiff, und ich drehte den Kopf.

Abe Douglas stand neben dem Rover in Höhe der Beifahrertür. Er hatte den Kopf so gedreht, daß er gegen die Frontscheibe schauen konnte.

»Die ist beschmiert worden, John. Da steht etwas.« Er beugte sich seitlich über die Haube, um besser sehen zu können.

Ich war schnell an der linken Seite und blickte ebenfalls hin. Abe hatte sich nicht geirrt. Jemand hatte tatsächlich die Frontscheibe des Wagens als Tafel benutzt. Und ich war mir sicher, daß die Buchstaben mit Blut und nicht mit roter Farbe gemalt worden waren.

Sie bildeten nur ein Wort.

RACHE!

***

Der G-man bewegte seinen Mund, als würde er auf einem Gummi kauen. »Ich habe es geahnt!« zischte er. »Verdammt noch mal, ich habe es nicht nur geahnt, ich habe es schon gewußt. Und jetzt ist es eingetreten, John.«

»Was meinst du damit?«

»Was ich damit meine?« Er hob die Arme, und ich hörte ihn bitter lachen. »Daß wir Camacho nicht hätten laufenlassen sollen. Er wird weitermachen, glaub mir. Er hat uns eingelullt. Tatsächlich aber läuft hier sein eigenes Spiel ab.«

»Du denkst, daß er es war?«

»Zweifelst du daran?«

Ich trat zurück. »Zumindest habe ich meine Bedenken, Abe. Wenn ich ehrlich sein soll, kann ich daran nicht so recht glauben, auch wenn du mich für einen Spinner hältst.«

»Das würde ich nie zugeben, aber weit davon entfernt bin ich nicht.«

»Welch einen Grund hätte Camacho haben sollen, dieses Wort auf die Scheibe zu schmieren?«

Über die Kühlerhaube hinweg gab mir Abe seine Antwort. »Ich kann der Grund gewesen sein. Er hat mich kennengelernt. Und er weiß, weshalb ich hier in London bin. Seinetwegen nämlich. Er hat uns etwas vorgespielt, John. Er hat Theater gemacht. Er wird sich nicht

die Butter vom Brot nehmen lassen.«

»Das ist deine Ansicht. Ich glaube nicht daran.«

»Nenn mir den Grund!«

»Menschenkenntnis.« Ich deutete zusätzlich auf meinen Bauch. »Hier, das Feeling.«

»Hör auf, John, hör auf! Damit kannst du mir nicht kommen. Nein, hier laufen die Dinge etwas anders. Der alte Apache ist nicht so harmlos, wie wir ihn sehen oder wie du ihn siehst, besser gesagt.«

»Als harmlos habe ich ihn nie eingestuft. Es paßt einfach nicht zu ihm meiner Ansicht nach.«

Der Meinung war Abe Douglas nicht, denn er sagte mit wütender Stimme: »Und wir haben ihn einfach laufenlassen. Verdammt! Er ist so gegangen. Ich hätte ihm Handschellen anlegen und dich um Amtshilfe bitten sollen, verflucht!«

Er schimpfte noch, als wir wieder im Wagen saßen und ich den Rover in Richtung City fuhr. Plötzlich aber fragte er: »Warum sagst du nichts? Oder wirfst du mir irgendwelche Gegenargumente an den Kopf?«

»Weil ich nachdenke.«

»Über wen und was?«

»Nicht über Camacho. Ich grüble darüber nach, daß uns vier Ninja-Kämpferinnen entkommen sind. Sie und ihre Anführerin Ornella waren darauf programmiert, diejenigen zu töten, die Shimada quasi in die Hölle geschickt haben. Zwei sind tot, die haben sie erwischt. Aber wir leben noch, Abe, und wie wir leben.«

»Verstehe. Du denkst, daß dir eine von ihnen diese Warnung auf die Scheibe geschmiert hat?«

»Der Gedanke beschäftigt mich tatsächlich.« Ich betrachtete das Glas.

Es war nur mehr ein leichter Schmierfilm zurückgeblieben.

Abe Douglas strich über sein Haar. »Ich weiß es nicht, John. Ich weiß es ehrlich nicht, was ich noch denken soll. Am besten wird es sein, wenn wir den nächsten Tag abwarten.«

»Das meine ich auch, Abe…«

***

Der folgende Tag war der Tag der Beerdigung. Mit Suko und Shao hatte ich mich zum Frühstück verabredet. Abe Douglas wollte direkt zum Friedhof kommen, wie auch die anderen Freunde, die Yakup kannten.

Großen Hunger hatte ich nicht. Immer wieder mußte ich daran denken, daß Yakup und seine Partnerin in meiner Wohnung ums Leben gekommen waren, als hätten die Mörder ein Zeichen setzen und andeuten wollen, daß auch ich auf ihrer Abschußliste stand.

Ich hatte keine schwarze Trauerkleidung angezogen. Für mich zählte

nicht die Kleidung allein, sondern vor allem die innere Einstellung.

Sir James würde ebenfalls erscheinen. Wie ich ihn kannte, hielt er sich an die konservativen Regeln. Auch Suko hatte ich über das Erscheinen des Apachen informiert und ihm von unserem ungewöhnlichen Zusammentreffen berichtet. Auch er war der Ansicht gewesen, daß nicht Camacho die Scheibe beschmiert hatte, sondern eine andere Person, die ihren Kampf noch nicht aufgegeben hatte.

Da kamen wirklich nur die vier Ninja-Kämpferinnen in Betracht, über die wir nicht eben positiv dachten.

Ich war schon im Begriff, meine Wohnung zu verlassen, als sich das Telefon meldete. Als pflichtbewußter Mensch ging ich wieder zurück in den Wohnraum und hob ab.

»John Sinclair…?«

»Ja!«

»Ich bin es - Camacho.«

»Guten Morgen«, sagte ich. »Dein früher Anruf wundert mich. Gibt es etwas Neues? Stehen irgendwelche Probleme an?«

»Nein, das nicht. Es ist nicht wirklich«, flüsterte er. Ich hatte Mühe, seine Stimme zu verstehen. »Aber ich spüre, daß uns etwas belauert, begreifst du?«

»Noch nicht. Du müßtest schon genauer werden.«

»Das kann ich nicht. Ich habe es nur gespürt. Schon während meines Abschieds von Yakup merkte ich den anderen Einfluß, der sich hineindrängte.«

»Was schließt du daraus?«

»Daß noch nicht alles vorbei ist.«

»Ja, das denke ich auch. Wirst du trotzdem an der Beerdigung teilnehmen?«

Der Apache zögerte, als müßte er sich erst noch entscheiden. »Ich kann es mit Bestimmtheit sagen. Auch wenn du mich nicht siehst, darfst du dich nicht wundern. Ich werde da sein und die Augen offenhalten.«

»Hast du Angst vor einer Verhaftung und der Rückführung in die Staaten?«

»Nein. In meinem Alter steht man darüber. Daran denke ich nicht. Nur noch eine Warnung. Halte auch du die Augen offen. Die Feinde schlafen nicht.«

»Danke, Camacho, daran werde ich denken.«

»Einen schönen Tag noch.«

»Dir auch.«

Ob es wirklich ein guter oder schöner Tag werden würde? Man sagte es so einfach dahin. Es war halt so üblich.

Ich warf noch einen Blick durch das Fenster. Der Sonnenschein war verschwunden. Eine dichte Wolkendecke schien den Menschen zeigen

zu wollen, wie traurig diese Welt war.
Das Wetter paßte zu einer Beerdigung, obwohl es mir ein wenig zu schwül geworden war.
Shao und Suko hatten schon auf mich gewartet. Ihr Lächeln fiel ein wenig gequält aus, als ich mich zu ihnen setzte. Shao war in Schwarz gekleidet. Bei ihr allerdings nichts Ungewöhnliches. Sie trug eine dunkle Samthose, ein schwarzes Top, das von Silberfäden durchzogen war, und die dunkle, kurze Jacke, die ich bereits an der Garderobe gesehen hatte.
»Gibt es etwas Neues?« fragte Suko.
Ich aß einige Gabeln Rührei, das Shao mit Krabben veredelt hatte, und nickte. »Ja, Camacho rief an.«
»Und?«
»Er hat uns vor einer Gefahr gewarnt, die er selbst nicht einschätzen oder erkennen konnte. Er war der Meinung, daß dieser Fall sein Ende noch nicht gefunden hatte.«
»Die vier Kämpferinnen«, flüsterte Shao. Sie streckte sich dabei. Die Nachwirkungen der »Behandlung« durch Ornella und ihre Freundinnen waren noch nicht abgeklungen. Shao hatte kopfüber an einem Seil gehangen! Seitdem litt sie unter Muskelkrämpfen und Sehnenschmerzen.
»Das wird er auch gemeint haben«, bestätigte ich.
»Bisher haben sie sich gut versteckt gehalten«, meinte Suko.
»Was heißt das schon? Wenn ich will, findet mich auch niemand in London. Denk nur an den Trubel des Historischen Markts. Da sind sie nicht weiter aufgefallen. Die sind verdammt raffiniert und schlau. Wir werden die Augen offenhalten müssen.«
»Wenn du das so sagst, rechnest du mit einem Angriff.«
Ich hob die Schultern.
»Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als bewaffnet zur Beerdigung zu gehen«, sagte Suko. Er senkte dabei den Kopf und runzelte die Stirn.
»Ich habe schon überlegt, ob ich die Krone der Ninja nicht mitnehme und dort als Unsichtbarer erscheine.«
»Das ist dein Problem.«
»Was meinst du, Shao?«
Die Chinesin hob ihre halbvolle Teetasse. »Ich kann mich mit dem Besitz dieser Krone nicht anfreunden. Ich weiß nicht, ob es gut ist, daß wir sie bei uns behalten. Sie sollte eingeschlossen werden, ebenso Yakups Schwert.«
»Eingeschlossen? Wo denn?«
»In einem Banktresor.«
»Nein!« widersprach Suko heftig. »Das auf keinen Fall.«
»Ich möchte beide Dinge aber nicht bei mir haben«, erklärte Shao mit

entschlossener Stimme. »Nicht, daß ich mich fürchte, aber der Besitz dieser beiden Dinge wäre immer ein Grund, uns anzugreifen. Wir sind nicht die einzigen, die davon wissen. Ich möchte ja nicht, daß wir sie in den Müll werfen, überspitzt gesagt, aber ich möchte sie schon außerhalb der Wohnung wissen.«

»Das kann ich nachvollziehen«, sagte ich.

»Und wohin sollen wir die…?«

»Zum Yard, Suko.« Ich hatte meinen Freund nicht ausreden lassen.

»Auch wir besitzen Safes oder Panzerschränke, wo die Waffen sicher lagern können. Das ist ein Kompromiß, mit dem auch du dich anfreunden könntest, meine ich.«

Der Inspektor überlegte nicht lange. »Das wäre wirklich ein Kompromiß, dem ich zustimmen könnte.« Er lächelte Shao zu. »Du könntest dann ruhiger leben.«

»Eben. Wo ihr beide so oft unterwegs seid.«

Ich aß zum Rührei noch eine Scheibe Brot. Dabei schaute ich auf die Uhr.

Der Beginn der Beerdigung war um elf Uhr festgelegt worden. Die Zeremonie würde mit einer Trauerfeier anfangen, bei der ich eine kurze Rede halten sollte. Es gefiel mir nicht, aber ich war es meinem Freund Yakup einfach schuldig.

Da Yakup keiner der bekannten Religionen angehört hatte, er war auch kein Moslem gewesen, hatten wir auf einen geistlichen Beistand verzichtet. Wir würden am Grab schon die richtigen Worte finden, bevor die beiden Särge in die Erde gelassen wurden.

Viele Personen würden nicht hinter dem Sarg hergehen, das wußten wir auch.

»Noch Tee?« fragte Shao und unterbrach damit meine Gedanken.

»Nein, ich habe genug.«

»Wann fahren wir?«

»In einer knappen Stunde.«

»Gut, John, ich richte mich darauf ein.« Shao erhob sich und ließ uns allein.

Suko kam noch einmal auf den Apachen zu sprechen. »Du weißt aber nicht, wo sich Camacho aufhält -oder?«

»Nein. In irgendeiner kleinen Pension, denke ich. Er hat es uns nicht mitgeteilt.«

»Aus guten Gründen«, sagte mein Freund lächelnd. »Wer will sich schon gern zurück in die Staaten schaffen lassen?«

»Auch das wird ein Problem sein«, gab ich zu. »Im Prinzip hat Abe Douglas ja recht. Aber zwischen dem Gesetz und der Menschlichkeit klaffen oft Lücken. Ich weiß auch nicht, wie ich mich verhalten werde, wenn Abe den Apachen zu überreden versucht, daß er mit ihm in das Flugzeug steigt. So wie ich Camacho nach dieser kurzen Begegnung

einschätze, wird er sich eher zurückziehen.«
»Du meinst flüchten?«
»So kann man es auch sagen.«
Suko breitete die Arme aus und rückte mit dem Stuhl zurück. »Ich für meinen Teil würde ihn nicht aufhalten.«
»Eben.«
»Außerdem war er gut informiert, John. Wer kann ihm gesagt haben, wo er Yakup finden kann?«
»Keine Ahnung. Ich habe es nicht getan. Da kann ich dir mein Ehrenwort geben.«
»Und ich kenne ihn nicht.«
Unser Gespräch versickerte. Wir hingen beide unseren Gedanken nach, die sich mit der nahen Zukunft beschäftigten. Die Gefahr eines heimtückischen Angriffs war nicht auszuschließen.
Es war vertrackt, und ich wünschte mir, die Beerdigung schon hinter mir zu haben…

***

Gegen Mittag war der Wind aufgefrischt. Er schüttelte die Kronen der Bäume durch, und jeder von uns rechnete schon mit heftigen Regenschauern, aber von ihnen blieben wir glücklicherweise verschont.
Dennoch hatte sich der Himmel noch mehr zugezogen, und diese Düsternis paßte auch zu unserer Stimmung.
Die Angestellten des Friedhofs hatten die beiden Särge in die Trauerhalle gestellt. Dort waren sie von zahlreichen Kränzen umgeben.
Die Namen auf den Schleifen waren uns allen bekannt.
In der Halle war es düster. Draußen tobte noch immer der Wind. Dünne Zweige eines in der Nähe stehenden Baumes wurden so gebogen, daß sie über das Außenglas der Fenster hinwegschleiften. Im Innern hörte es sich an, als wären die Hände irgendwelcher Zombies dabei, über das Glas zu kratzen.
Musik wurde auch gespielt. Alles lief über eine Fernsteuerung ab, die ein Mann bediente.
Auf manchen Trauerfeiern sind die Särge nicht geschlossen, hier waren sie zu. Wir hatten schon alle Abschied genommen. Auf meinem Rücken und sicherlich nicht nur auf meinem - hatte sich ein Schauer gebildet, der einfach nicht weichen wollte.
Die drei Conollys waren gekommen. Natürlich auch Shao und Suko.
Jane Collins und Lady Sarah saßen ebenfalls in der ersten Reihe. Auch Sir James hatte seinen Platz gefunden. Er saß am Ende der zweiten Reihe und sah im Gegensatz zu uns würdevoll aus.
Eine beklemmende Stille breitete sich in der Trauerhalle aus, als die

Musik verstummt war. Das war gleichzeitig das Zeichen für mich, um einige Worte zu sprechen.

Ich stand auf und steuerte das schmale Pult an. Eine Unterlage für irgendwelche Notizen brauchte ich nicht, denn ich hatte mir keine gemacht. Ich wollte frei reden und hoffte, daß mir die entsprechenden Worte auch einfielen.

Ich stellte mich an das Pult. Draußen bewegten sich noch immer die Baumkronen und schufen unheilvolle Schatten, die wie die Flügel riesiger Fledermäuse über die Fenster tanzten.

Ich schaute nach vorn.

Blasse Gesichter. Zusammengepreßte Lippen. Kein Lächeln. Gedanken, die sich mit den Toten beschäftigten. Dann knarrte noch einmal die Tür, weil Abe Douglas eintraf. Mit langen und leisen Schritten bewegte er sich auf die zweite Reihe zu und nahm dort Platz.

Nur Camacho fehlte, so wie er es versprochen hatte. Ich konnte mir vorstellen, daß Abe Douglas bewußt zu spät eingetroffen war, da er noch nach dem Apachen Ausschau gehalten hatte.

Noch ein Blick auf die Särge. Verdammt, mir saß die Kehle zu. Ich räusperte mich. Jeder wußte, daß es nicht einfach für mich war, die Rede zu halten. Später, am Grab, würde Bill Conolly einige Worte sprechen.

Jetzt saß er in der ersten Reihe mit übereinandergeschlagenen Beinen und betrachtete seine Knie. Er und Johnny rahmten Sheila ein, die ein dunkles Sommerkostüm mit einer weißen Bluse darunter trug. Es waren die Kleinigkeiten, die ich am Rande wahrnahm. Auch dachte ich daran, bei wem ich als nächstes eine Trauerrede halten mußte. Oder hielt sie jemand an meinem Grab?

Zu lange wollte ich nicht mehr warten. Durch die Nase holte ich Luft, dann fing ich an zu reden. Ich sagte, was mir gerade einfiel. Ich wußte nicht, ob es gut oder schlecht war. Ich konnte einfach nicht anders und mußte von dem erzählen, was wir alle gemeinsam mit Yakup erlebt hatten. Und das war nicht wenig. Mir fiel auch nicht alles ein. Ich wußte selbst nicht genau, was ich sagte, und ich kam schließlich zum Schluß, wo Shimada dann eine Rolle spielte.

Ihn gab es nicht mehr. Aber Yakup leider auch nicht.

»Er war«, so sagte ich, »ein Mensch, der es haßte, wenn anderen Menschen Unrecht geschah. Er bekämpfte dieses Unrecht und auch diejenigen, die dazu beitrugen. Nicht immer ist er als Sieger aus dem Kampf hervorgegangen, aber er hat nie aufgegeben. Seine Überzeugung hat er mit dem Leben bezahlen müssen. Für uns, seine Freunde, ist er deshalb so etwas wie ein Märtyrer. Jeder weiß, wie ich das meine.« Mein Blick fiel auf die beiden Särge. Um die letzten Worte sprechen zu können, mußte ich mich erst freiräuspern. »Yakup, Eva

macht’s gut, ihr beiden. Irgendwann werden wir uns wiedersehen…«

Das war es gewesen. Vorbei. Ich fühlte mich erleichtert. Dabei schwitzte ich auch. Es hing nicht allein mit den Temperaturen zusammen, sondern auch mit der inneren Einstellung.

Sehr langsam ging ich wieder zu meinem Platz zurück, den Blick nach links auf die Särge gerichtet. Bevor ich mich setzte, nickte mir Bill zu.

Meine Worte schienen ihm gefallen zu haben.

Camacho war nicht aufgetaucht. Abe Douglas saß auf seinem Platz wie ein Denkmal. Als er meinen Blick auffing, schüttelte er den Kopf.

Sicherlich wollte er mir mit dieser Bewegung andeuten, daß auch er noch keine Spur gefunden hatte.

Es war so abgemacht, daß nach meiner Rede wieder die Musik erklingen würde.

Wer hier arbeitete, kannte die Regeln, und die Angestellten des Friedhofes hielten sich auch daran. Die leise, dumpf klingende Musik brachte die Trauer akustisch rüber. Ich hatte den Eindruck, als würde sie in meinen Kopf eindringen, dort die Gedanken lösen und sie aus der Trauerhalle über die Gräber tragen.

Mit einem Taschentuch wischte ich mir den öligen Schweiß aus dem Gesicht. Suko saß neben mir. Shaos Hand lag auf seiner. Im Gesicht der Chinesin rührte sich nichts. Ich konnte mir vorstellen, woran sie dachte, denn sie hatte letztendlich entscheidend dazu beigetragen, daß Yakups und Evas Mörderin bestraft wurde.

Auch Ornella lebte nicht mehr, aber ihre Ninja-Kämpferinnen. Frauen, die aufs Ganze gingen, die ihre Waffen perfekt beherrschten und rücksichtslos einsetzten.

Allmählich beschäftigten sich meine Gedanken wieder mit der Gegenwart. Wir würden auf dem Weg zum Grab und auch am Grab die Augen offenhalten. Außerdem hatte ich Camachos Warnung nicht vergessen. Er war niemals sensibel und wußte, wovon er sprach.

Die traurige Orgelmusik verklang. Letzte Echos verschwanden ebenfalls, und es herrschte wieder diese seltsame Stille.

Sekundenlang blieben wir noch sitzen, ein letzter Blick auf die beiden Särge, ein letztes Gedenken.

Ich erhob mich als erster. Es war das Zeichen für die anderen, ebenfalls aufzustehen.

Aus zwei Seitentüren erschienen die Helfer. Sie würden die beiden Särge auf den Elektrokarren stellen und zu dem Doppelgrab fahren. So lief es immer ab, so würde es auch heute ablaufen.

Dachten wir.

Es kam anders.

Urplötzlich platzten und splitterten zwei Fensterscheiben. Glasscherben segelten als gefährliche Splitter in die Leichenhalle

hinein. Wir hatten Glück, nicht verletzt zu werden.
Aber das war nicht das Schlimmste.
Schreie gellten durch die Halle, und einen Moment später sprangen die beiden Ninja-Weiber durch die Fenster in die Halle hinein…

***

Camacho war längst auf dem Friedhof. Und er hatte sich auch nahe der Trauerhalle aufgehalten. Er hatte einen kurzen Blick durch das Fenster geworfen, die dort Versammelten gesehen, aber den G-man aus New York vermißt.
Der alte Krieger lächelte verbissen. Er konnte sich durchaus vorstellen, daß Douglas noch unterwegs war, ihn suchte, um ihn außer Gefecht zu setzen.
Den Gefallen, ihn zu finden, wollte Camacho ihm nicht tun. Er beherrschte es, sich lautlos zu bewegen und sich zu verstecken, und er würde sich nicht schnappen lassen.
Camacho zog sich wieder zurück. Er hielt sich nicht auf den offiziellen Wegen, sondern schlug sich durch die Büsche. Einmal entdeckte er den G-man. Er bewegte sich auf die Leichenhalle zu, aber er schritt so wie jemand, der jeden Augenblick mit einem Angriff rechnet. Daß er seine Waffe nicht gezogen hatte, grenzte schon an ein Wunder.
Der Apache zog sich weiter zurück. Die Büsche gaben ihm den nötigen Schutz. Er wollte zum Grab. Und er hatte seine wahren Feinde nicht vergessen. Sie lauerten in der Nähe. Mit einem sicheren Instinkt für Gefahren spürte er dies. Nur waren sie ebenso schlau wie er, und sie ließen sich nicht blicken.
Das Wetter war wesentlich schlechter geworden. Es sah nach Regen aus. Der Wind wehte schon stärker, und des öfteren raschelten die Blätter über dem Kopf des Apachen zusammen, als wollten sie für eine Begleitmusik sorgen.
Wegen des anderen Wetters waren auch nicht so viele Besucher auf dem Areal. Natürlich gab es Unentwegte, aber denen ging der Apache aus dem Weg. Sie sahen ihn gar nicht.
An dem Ort, wo das Grab für Yakup und Eva geschaufelt worden war, war ein wunderschöner Flecken Erde. Da standen die hohen Bäume und schützten vor direkten Sonnenstrahlen. Wäre es nicht ein Friedhof gewesen, hätte man dieses Areal als einen Erholungspark deklarieren können.
Die Gräber unter den hohen Laubbäumen verteilten sich auf zwei Reihen. In der ersten Reihe befanden sich die älteren Gräber, die neueren lagen dahinter. Die Besucher konnten sie durch einen schmalen Weg erreichen.
Camacho hatte das Ziel erreicht. Er blieb vor der ersten Reihe stehen

und blickte sich um. Der Apache kannte die Friedhöfe aus den Staaten.

Sie waren wesentlich größer und nicht so eng wie hier, und sie waren auch nicht genormt.

In der Umgebung hielt sich kein Mensch auf. Camacho schaute auf die Grabsteine der ersten Reihe. Die meisten von ihnen hatten längst die Patina der langen Jahre angesetzt, und die eingravierten Namen waren nur bei genauerem Hinschauen zu lesen.

Manche Steine glichen schon Denkmälern, so hoch waren sie. Andere lagen halbhoch auf dem Boden, und wieder andere zeigten Figuren wie Engel oder Heilige.

Über allen schwebten die Baumkronen und ließen das Licht der Sonne nur an bestimmten Stellen durch. So entstand auf dem Erdboden ein heller Fleckenteppich.

Der Apache erreichte die zweite Reihe. Links von ihm sah er die Grabsteine der neuen Gräber, an der rechten Seite war eine Rasenfläche. Hier war noch Platz für weitere Gräber, aber daran dachte der Krieger nicht. Er schaute auf das breite Loch vor seinen Füßen, in dem die beiden Särge Platz haben würden. An den Breitseiten türmten sich die Erdhaufen. Kränze lagen noch keine da. Sie würden zusammen mit den Toten gebracht werden, und über dem Grab bildete eine Planke eine kleine Brücke.

Im alten und faltenreichen Gesicht des Kriegers rührte sich kaum etwas, als er in das leere Grab schaute. Nur seine Lippen bewegten sich. Er sprach oder betete, wobei die Worte nicht zu hören waren. Camacho spürte, daß er nicht allein war. Das Böse hielt sich in seiner Nähe auf.

Seine Augen bewegten sich. Er suchte die Buschwand jenseits der Grabreihe ab. Auch dort tat sich nichts.

Dann drehte er sich um.

Nichts fiel ihm auf. Alles blieb normal. Sogar der Wind, der die Kronen der Bäume rauschen ließ.

Bäume…

Der Apache überlegte. Die waren raffiniert und konnten von überall her kommen, auch von oben.

Das war es!

Camacho schaute hoch.

Die beiden Schatten hatten sich schon gelöst. Aus ihren Verstecken in den Baumkronen waren sie gefallen. Im Fallwind flatterte die Kleidung.

Die beiden Ninja-Schwerter hatten sie bereits gezogen. Er wußte plötzlich, wie gering seine Chancen waren, aber Camacho versuchte es.

Er warf sich zurück. Er wollte das Feuer haben. Er betete um seinen Beschützer, der ihm schon oft zur Seite gestanden hatte.

In diesem Augenblick prallten sie neben ihm auf!

***

Die beiden schwarz gewandeten Ninja-Kämpferinnen waren in der Halle, und sie bewegten sich so schnell und lautlos wie zwei Raubkatzen. Sie wollten töten, sie hielten ihre Waffen bereits fest, und sie würden mit den Schwertern um sich schlagen. Ihnen war alles egal, sie dachten nicht an sich selbst, sie wollten nur das Blut ihrer Feinde fließen sehen.

Auch wenn sie dabei starben, denn dieses Risiko mußten sie bei Feinden wie uns eingehen.

Wir waren es gewohnt, schnell und effektiv zu handeln. Aber in diesem Fall lagen die Dinge anders. Hier standen wir alle noch unter dem Eindruck der Trauerfeier. Vielleicht auch unter meiner Rede, ich wußte es nicht so genau, es war nur schlimm, daß einige Sekunden vergingen, bis wir etwas unternehmen konnten.

Wie übergroße Insekten waren die beiden Ninja-Kämpferinnen in die Trauerhalle gefallen. Sie waren durch die Scherben nicht verletzt worden. Sie trugen schwarze Ninja-Kleidung. Im Gegensatz dazu blitzten die hellen Schwerter und hinterließen pfeifende Geräusche, als die über die Köpfe geschwungen wurden.

Ich stand etwas zu weit weg. Näher an den Fenstern saßen unter anderem Jane Collins und Sarah Goldwyn. Auf die beiden hatte es eine Kämpferin abgesehen…

Als die Frau vor Lady Sarah auftauchte, mit den Füßen wippend den Boden berührte und die Klinge in die Höhe riß, um sie auf Sarah niedersausen zu lassen, befürchtete ich das Schlimmste. Ich hatte meine Waffe noch nicht richtig gezogen, außerdem war das Ziel durch andere Körper verdeckt, aber Lady Sarah zeigte, daß auch sie sich wehren konnte. Sie rammte ihren Stock, den sie oft bei sich trug, nach vorn und erwischte damit den Unterleib der Frau.

Die kam nicht mehr zum Schlag. Sie taumelte zurück.

Da krachten die ersten Schüsse.

Jane Collins hatte ihre Waffe gezogen. Sie war aufgesprungen und feuerte an der Horror-Oma, vorbei auf die taumelnde Gestalt, deren Körper unter den Kugeleinschlägen erzitterte und gleichzeitig in die Scherben geschleudert wurde.

Es gab noch eine zweite Kämpferin. Sie turnte über die Stühle hinweg.

Ich wußte nicht, auf wen sie fixiert war, aber sie lief in unsere Richtung.

Abe Douglas hatte seinen Platz verlassen.

Er stand in Combat-Stellung und feuerte zweimal auf die Frau. Die schluckte die Kugeln, aber in ihrem Innern steckte der Haß als Motor,

und der trieb sie an.
Im Sterben wollte sie noch Suko oder mich mitnehmen.
Wir waren alle aufgesprungen und zu den Seiten gehechtet. Sie hatte freie Bahn. Die dunkle Kleidung flatterte, das Gesicht war zur Hälfte verhüllt.. Die Augen funkelten wie Eisbrocken.
Sprang sie, oder fiel sie?
Jedenfalls wollte sie einen von uns erwischen, als ein weiterer Schuß fiel Suko hatte ihn abgegeben. Plötzlich rutschte das Tuch vor dem Gesicht in der unteren Hälfte weg und färbte sich rot. Die Frau schaffte es nicht mehr, sich abzustoßen. Sie rutschte auf dem Stuhl weg, bekam einen Drall nach rechts und fiel uns vor die Füße, wo sie liegenblieb, noch einmal zuckte und sich nicht mehr bewegte.
Beide waren tot!
Plötzlich war es still geworden. Wirklich totenstill. Keiner von uns schrie oder drehte durch. Wir waren alle nervenstark genug. Nur die beiden Angestellten hatten sich wieder zurückgezogen, während Suko und ich auf die Tote vor unseren Füßen starrten. Ihr Kopf war zufällig so gedreht, daß sie auf die beiden Särge schauen konnte. Doch in den Augen war kein Leben mehr.
Lady Sarah unterbrach das Schweigen. »Gütiger Gott«, sagte sie. »Das sind Wahnsinnige gewesen. Wir konnten sie es nur wagen, uns anzugreifen? Sie mußten doch wissen, daß wir uns wehren…«
Ihre Stimme klang aus. Sicherlich wartete sie auf eine Antwort, aber was hätten wir ihr sagen sollen? Für uns war diese tödliche Attacke nicht nachvollziehbar gewesen. Bei diesen Ninjas war der Haß einfach zu groß, und sie hatten zu lange warten müssen. Sie wußten auch, daß sie sterben konnten, aber sie wollten in ihrem irrsinnigen Haß so viele wie möglich von uns mitnehmen oder zumindest verletzen.
Abe Douglas kam zu uns. Seine Schritte hinterließen Echos auf dem dunklen Steinboden. Er nickte Suko und mir zu. »Wir haben damit rechnen müssen. Aber wir haben gewonnen.«
Ich hob die Schultern.
»Guter Schuß«, lobte er und drehte sich dann zu Jane um. »Du hast der Lady das Leben gerettet.«
»Ja«, sagte die Detektivin nur.
Shao beugte sich der Toten entgegen und schaute sie genau an. »Sie hat zu Ornellas Truppe gehört. Ich kenne sie. Ich habe sie in der Geisterbahn gesehen.« Dann hob sie den Kopf. »Aber es waren vier und nicht nur zwei.«
»Ja, und die beiden anderen werden vorsichtiger sein, fürchte ich«, gab ich zur Antwort.
»Wie geht es weiter?«
»Ja, John«, meldete sich Bill. »Das möchte auch ich wissen.«
Ich warf den Särgen einen schrägen Blick zu. »Es wird den beiden

nichts nutzen, wenn wir die Beerdigung verschieben. Wir müssen den Akt fortsetzen. Möglicherweise schaffen wir es, die zwei restlichen Mörderinnen aus der Reserve zu locken.«

»Der Meinung bin ich auch.«

Sheila, seine Frau, dachte anders darüber. »Vielleicht sollten wir uns zurückziehen und nach Hause fahren, Bill. Wir haben Glück gehabt. Ob das so bleiben wird, weiß ich nicht.«

»Das steht dir frei, Sheila«, sagte ich.

Sie überlegte noch, als Abe Douglas seine Meinung kundtat. »Es gibt da noch einen Joker«, erklärte er. »Keiner von uns hat Camacho bis jetzt gesehen. Versteht ihr?«

»Weiter«, sagte ich.

»Es könnte ja sein, daß er mit den beiden Kämpferinnen zusammengetroffen ist. Wie ich ihn einschätze, wird er sich ebenso auf dem Friedhof herumtreiben wie die Mörderinnen. Und Camacho hat einen besseren Instinkt als wir.«

»Und wer soll gewonnen haben?« fragte Suko.

Douglas grinste kantig. »Unterschätze den alten Krieger nicht, mein Freund.«

Ich hatte nur mit einem Ohr zugehört und war zu den beiden Helfern gegangen, die in den offenen Seitentüren warteten und vor Furcht zitterten. Sie hatten tagtäglich mit dem Tod zu tun, allerdings mit einem normalen, der zum Kreislauf der Welt gehörte. Was sie allerdings erlebt hatten, das hatte sie beinahe an ihrem Verstand zweifeln lassen und die Angst in ihnen hochgedrückt.

Ich brauchte schon meine ganzen Überredungskünste, um ihnen klarzumachen, daß es weiterlaufen sollte.

»Sollen die Leichen hierbleiben?«

»Vorerst ja. Wie ich weiß, ist für heute keine weitere Beerdigung angesagt worden.«

»Das stimmt.«

»Dann gehen Sie bitte Ihrer Arbeit nach. Wenn wir am Grab sind, können Sie sich zurückziehen.«

»Ja, gut«, flüsterten sie. »Wir holen dann die beiden anderen Kollegen, die uns helfen, die Särge und die Kränze aufzuladen.«

»Das ist okay.« Ich bedankte mich noch einmal bei ihnen und drehte mich um.

Tageslicht flutete in den Raum, weil die Außentür geöffnet worden war.

Dort standen alle, bis auf Shao und Suko, die schwer atmeten. »Wo erwartest du den nächsten Angriff, John?«

»Entweder auf dem Weg oder am Grab.«

»Ich tippe eher auf das Grab«, sagte Suko.

»Warum?«

»Weil dort die Deckung besser ist.«
»Da kannst du recht haben.«
»Aber was ist mit dem Apachen?« fragte Shao leise. »Glaubst du, daß er sich in der Nähe aufhält?«
»Davon bin ich sogar überzeugt.«
»Und warum hat er nicht eingegriffen?«
»Keine Ahnung, Shao, wirklich nicht. Wir werden ihn fragen, wenn wir ihn sehen.«
»Ist gut.«
Dann schauten wir zu, wie der erste Sarg aus der Halle getragen wurde.
Die Männer waren ebenfalls bleich wie die Toten, die sie transportierten.
Sie sprachen kein Wort miteinander und gingen stumm ihrer Beschäftigung nach.
»Kommt«, sagte ich und ging ebenfalls auf die Außentür zu. »Wir wollen es hinter uns bringen…«
»Hoffentlich lebend«, hörte ich Shao noch murmeln…

***

Camacho wirbelte herum. Er wußte, wie gering seine Chancen waren, den beiden Mörderinnen zu entwischen, aber er wollte es zumindest versuchen.
Daß sie auf dem Boden gelandet waren, hatte er mitbekommen. Untrainierte Personen hätten sich wer weiß was brechen oder verstauchen können, wären sie aus dieser Höhe gesprungen, aber die beiden Frauen schienen Knochen aus Gummi zu haben.
Sie hatten sich sehr schnell gefangen und waren auch günstig aufgekommen. Eine stand vor Camacho, die andere hielt sich in seinem Rücken, hinter dem offenen Grab, auf.
Die Frau vor ihm bewegte ihr Schwert. Es sah wirklich aus wie in einem der Kung-Fu-Filme. Da wirbelte die Klinge durch die Luft und schlug Kreise über dem Kopf der Ninja, als wollte sie dort die Luft in zahlreiche Scheiben schneiden.
Camacho hatten noch versucht, sich zur Seite zu drücken, aber er war zu langsam. Zudem hatte er es nicht geschafft, seine übrigen Kräfte zu aktivieren. Das Feuer der Ahnen und der Götter ließ ihn in diesem Fall im Stich.
Er senkte den Kopf, als er den heißen Strom spürte. Die Klinge hatte ihn an der linken Körperseite durchbohrt. Vielleicht war sie an seinem Rücken wieder zum Vorschein gekommen, das konnte er nicht sehen, aber er bekam mit, wie die Mörderin das Schwert wieder zurückzog, und er sah auf dem Metall den rosigen Schimmer.
Der alte Apache fiel nicht. Er blieb stehen wie ein knorriger

Baumstamm.
Sein Leben war noch vorhanden, und er dachte daran, wie er über die langen Jähre hinweg seinen Feinden getrotzt hatte. Aber er spürte auch den Schmerz, der sich wie ein glühend heißer Kanal durch seine Brust zog.
Der Ninja stand vor ihm. Das Gesichtstuch war verrutscht. Er konnte ihr Gesicht sehen. Es war noch jung, aber voller Haß, der sich auch in den Augen zeigte.
Camacho wußte nicht, wie lange er diese Person schon anstarrte.
Allmählich aber veränderte sich das Bild. Von allen Seiten her tauchten die Nebelwolken auf, die seine Sicht immer mehr verringerten.
Er spürte die Flüssigkeit, die seinen Mund allmählich füllte. Blutgeschmack. Er öffnete den Mund, und aus den Mundwinkeln sickerte Blut.
Er hörte das zischelnde Lachen der Mörderin. Einen Moment später bekam er noch die heftige Armbewegung mit.
Sie stach erneut zu.
Die Klinge war ein langes, heißes Brandeisen, das in seinen Körper drang.
Sie zerstörte und verbrannte alles. Sie wütete grausam in ihm. Sie war einfach grausam. Sie nahm ihm das Leben.
Er bewegte die Beine. Er ging rückwärts. Er näherte sich dem Grab, und mit dem letzten Reflex trat er ins Leere. Da war kein Widerstand mehr zu spüren.
Der Apache fiel. Er schlug hart auf. Er lebte noch. Er wehrte sich, er wunderte sich sogar darüber, wie klar seine Gedanken in den allerletzten Sekunden des Lebens doch waren.
Keiner würde ihn mehr zurück in die Staaten bringen, wo er die langen Jahre seines Lebens verbracht und den alten Göttern gedient hatte. Er würde hier sterben, in fremder Erde, in einem fremden Land.
Camacho starrte zum Himmel. Er sah die Kronen der Bäume nicht mehr.
Auch nicht die beiden Mörderinnen, die von zwei verschiedenen Seiten her in das Grab schauten.
Für ihn öffnete sich der Himmel.
Seine Freunde waren da. Die Geister der längst Verstorbenen winkten ihm lächelnd zu.
Auch Camacho lächelte, bis seine Augen brachen.
Der alte Krieger war tot.
Aber er hatte mit sich und der Welt Frieden geschlossen, denn das Lächeln auf seinen Lippen war geblieben.
Über das Grab hinweg nickten sich die Mörderinnen zu. Zu sprechen brauchten sie nicht. Jede wußte genau, was zu tun war.

Phantomgleich waren sie verschwunden, um dann wie Katzen die Bäume hochzuklettern.

Zurück ließen sie ein offenes Grab, in dem ein lächelnder Toter lag…

***

Es war schon ein komisches Gefühl zu wissen, daß auf einem Friedhof mindestens zwei Todfeinde lauerten und jeden Augenblick zuschlagen konnten.

So dachten wir alle, die wir hinter dem Sarg herschritten. Auch Sheila Conolly und ihr Sohn Johnny waren geblieben. Bei ihnen hatten Bills Überredungskünste nicht gefruchtet.

Nicht nur wir standen unter Druck. Auch die vier Angestellten der Friedhofsverwaltung, die uns begleiteten. Zwei saßen im Fahrerhaus des Elektrokarrens. Die beiden anderen gingen neben dem Wagen her. Auf der Ladefläche hatten die beiden Särge und die Kränze ihre Plätze gefunden. Die Schleifen bewegten sich im leichten Wind, als wollten sie die letzten Grüße streicheln.

Die Männer schwitzten in ihren dunklen Uniformen. Sie schauten sich immer wieder um, aber niemand wollte uns und ihnen Böses. Selbst der Wind hatte sich wieder gelegt, und hoch über unseren Köpfen war die dicke Wolkendecke aufgerissen, so daß die Sonne ihre heißen Speere auf das Gelände niederschickte.

Suko und Shao gingen direkt hinter dem Wagen. Ihnen folgten die drei Conollys. Jane Collins, Lady Sarah und Sir James gingen vor Abe Douglas und mir. Wir beide bildeten so etwas wie die Nachhut.

Ich hatte noch mit meinem Chef reden können. Auch er war damit einverstanden gewesen, die Beerdigung fortzuführen. Die weiblichen Ninjas sollten nicht einmal ein Teilziel erreichen.

Douglas trug einen Anzug aus nicht gerade sommerlichem Stoff. Der blonde G-man schwitzte, was ihn natürlich störte. Er war wütend, daß sich Camacho nicht gezeigt hatte, und er hatte mir erklärt, daß er ihm immer noch nicht traute.

Als er zum drittenmal mit diesem Thema anfing, ließ ich ihn nicht ausreden. »Das würde bedeuten, daß der alte Krieger mit den Ninjas unter einer Decke steckt.«

»Nicht unbedingt, John.«

»Was meinst du dann?«

»Ich glaube, daß sie ähnliche Ziele verfolgen, aber auf verschiedenen Wegen.«

»Und die wären?«

»Weiß ich nicht.«

»Du bist zu verbohrt, Abe.«

»Mag sein, aber ich kriege das hier einfach nicht geregelt. Weißt du was?«

»Nein.«
»Am liebsten würde ich Camacho mit in die Staaten nehmen und ihn für das FBI arbeiten lassen.«
»Gute Idee. Versuch es.«
»Schlag das mal meinen Bossen vor. Die werden mich für einen Irren halten.«
»Tun sie das nicht schon?«
Er zischte die Luft durch die Zähne. »Sei froh, daß ich gelernt habe, mich zu beherrschen.«
Ich schwieg. Alles war in unserer Umgebung ruhig, abgesehen von unseren Schritten. Bei jedem Aufsetzen der Füße knirschten die kleinen Steine. Keiner von uns sprach. Jeder hing seinen Gedanken nach. Wir sahen aus wie ein normaler kleiner Trauerzug, was wir aber nicht waren, denn immer wieder schauten wir mehr oder weniger verstohlen zur Seite, um die Büsche mit Blicken abzutasten und auch die Grabsteine, von denen einige so hoch wuchsen, daß sie schon als Deckung dienen konnten.
Auch in deren Nähe bewegte sich nichts. Keine fremden Geräusche waren zu vernehmen, uns umgab die wirkliche Friedhofsruhe und das übliche Alltagsgeschehen.
Hin und wieder sahen wir Besucher auf den Bänken sitzen. Zumeist ältere Frauen, die sich eine kurze Erholungspause gönnten. Es war wieder wärmer und schwüler geworden. Unter den grünen Dächern stand die Luft. Zahlreiche Mücken führten wilde Tänze vor.
Ich entdeckte Camacho nirgendwo. Er erschien auch nicht hinter irgendwelchen Büschen, um mir einen Wink zu geben. Allmählich machte ich mir seinetwegen Sorgen. Aber darüber sprach ich nicht mit Abe Douglas.
Seit Verlassen der Leichenhalle hatten wir unsere Schrittfolge beibehalten. Das änderte sich, denn der Wagen an der Spitze unserer kleinen Kolonne fuhr langsamer. Wir hatten die Umgebung der Grabstelle erreicht.
Dann stoppte das Fahrzeug.
Auch wir hielten an.
Die beiden Männer verließen das Fahrerhaus. Neben der Ladefläche blieben sie stehen. Die beiden anderen wollten helfen, die Särge zum Grab zu tragen, aber dagegen hatten Bill, Suko und ich etwas. Wir nahmen auch Abe Douglas mit, und so trugen wir zuerst den ersten und danach den zweiten Sarg zum Grab. Dann gingen wir wieder zurück. Der Chef der Träger nahm seine Mütze ab und strich über seine schweißnasse Halbglatze. »Sie sagen uns dann Bescheid, wenn wir die Särge in das Grab hineinlassen können?«
»Nein.«
»Wieso?«

»Das können Sie jetzt in Angriff nehmen. Wenn die Särge im Grab stehen, ist Ihre Aufgabe erledigt.«

»Gut, das paßt uns noch besser.« Er gab seinen Kollegen einen Wink.

Aus dem Fahrerhaus holten sie die starken Bänder, mit denen sie die Särge in die Tiefe lassen wollten. Die vier Männer näherten sich als erste dem Grab. Suko und ich gingen direkt hinter ihnen. Wir sahen, wie sie stehenblieben, und dann hörten wir die Schreie.

Keiner von uns wußte, was geschehen war. Aber zwei der Sargträger drehten sich hastig um und wollten wegrennen. Dabei liefen sie gegen mich. Ich wäre beinahe gestürzt. Die anderen beiden gingen langsamer, völlig bleich in den Gesichtern.

Suko war vor mir am Grab. Auch Abe Douglas starrte hinein. Er hatte die störende Holzplanke weggefegt. Als wir die Särge abgestellt hatten, hatten wir nicht in das Grab geschaut.

Jetzt taten wir es.

Es war besetzt.

Auf dem Rücken lag der Mann, den wir gesucht hatten. Sein Körper wies zwei tödliche Stichwunden auf, aber auf seinen Lippen lag ein Lächeln, als hätte er in den letzten Sekunden seines Lebens etwas Wunderschönes zu sehen bekommen…

***

»Das habe ich nicht gewußt. Das habe ich nicht gewollt!« flüsterte der FBI-Agent, als wollte er sich selbst die Absolution erteilen. »Nein, so nicht.«

Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Okay, Abe, wir verstehen dich. Wir kennen dich auch.«

»Schau dir die Wunden an«, sagte Suko leise. »Die sind von Ninja-Schwertern hinterlassen worden. Bei uns haben sie Pech gehabt, aber Camacho ist kalt erwischt worden.«

Suko hatte recht. Ich war traurig. Wieder ein Toter. Wieder war ein guter Mensch gestorben, auch wenn manche es anders sahen. Er würde seine Heimat nie mehr sehen, es sei denn, er wurde überführt.

Auch die anderen umstanden mittlerweile das Grab. Sie sahen den Toten, und sie wußten Bescheid. So schlimm dieser Anblick auch war, wir konnten uns nicht mehr länger mit ihm beschäftigen, denn ich glaubte nicht, daß sich die Mörder zurückgezogen hatten. Für sie galt nach wie vor die Aufgabe, Ornellas Tod zu rächen, und das bedeutete ihnen mehr als das eigene Leben.

Es war schlecht, wenn wir länger das Grab umstanden. Wir mußten mehr Platz schaffen, größere Lücken aufreißen und vor allen Dingen die Umgebung absuchen.

Wichtig war es, Sheila Conolly, Lady Sarah und auch Johnny in Sicherheit zu bringen. Bill und Jane wollten sich darum kümmern. Sie

brachten die drei zurück zum Weg, wo sie mit gezogenen Waffen warteten und immer wieder in verschiedene Richtungen schauten.

»Wo fangen wir an?« fragte Abe. »Ich würde vorschlagen, daß wir uns die Grabsteine vornehmen und hinter sie schauen.«

Ich war einverstanden.

Suko und Shao suchten in einer anderen Richtung, während Sir James bei mir blieb.

»Glauben Sie wirklich, John, daß sich die Täterinnen noch in der Umgebung aufhalten?«

»Ja, Sir.«

»Warum?«

»Sie haben ihre Rache noch nicht beendet. Noch leben Suko und ich.«

Ich deutete auf das Grab. »Sie werden erst Ruhe geben, wenn wir dort unten liegen.«

Er schwieg und runzelte die Stirn. Dann schaute er sich Camacho noch einmal an, während ich mich von der Grabstelle entfernte. Bill und Jane schüttelten die Köpfe. Ein Zeichen, daß sie auf dem Weg oder in seiner unmittelbaren Umgebung nichts entdeckt hatten.

Es blieb so schrecklich still. Nur hin und wieder war ein leises Rascheln von dort zu hören, wo Shao, Suko und der G-man mit schußbereiten Waffen durch die nahen Büsche an den hohen Steinen der Nachbargräber schlichen.

Über uns befand sich das Dach der Laubbäume. Ein großer Teil der Sonnenstrahlen filterte es. Fleckenhaft erreichte die Helligkeit den Boden, wo sie ein Muster hinterließ.

Sie waren noch da.

Ich spürte es immer deutlicher. Mein sechster Sinn meldete sich. Ich kannte die Vorzeichen, wenn sich der Magen zusammenzog und etwas Kaltes wie eine große Spinnenhand über meinen Rücken rieselte.

Aber wo?

Ich schaute auch in die Höhe.

Büsche und Bäume bildeten einen Wirrwar, der nicht so leicht mit Blicken zu durchdringen war. Grünes Blattwerk, helle Sonnenstrahlen, die manche Blätter aufleuchten ließen wie Spiegel.

Und die Schatten.

Wieso Schatten?

Sie bewegten sich plötzlich in den dichten Kronen. Es waren keine großen Vögel, auch keine Fledermäuse, denn die hatten keine Arme.

Einer schnellte hervor, und aus der Hand löste sich etwas Blitzendes.

Ein Wurf stern.

Ich hechtete nach rechts, schrie zugleich eine Warnung und brüllte auf, als mich der Wurfstern streifte. Er zog eine Spur durch meine Haare, riß an meiner Kopfhaut, als wären die Krallen einer Katze darüber hinweggefahren.

Als ich auf den Boden prallte, stieß ich Sir James an, der fast in das offene Grab gefallen wäre, aber meine Warnschreie waren gehört worden.

Ich lag auf dem Boden und zielte in die Höhe. Blut rann aus der Wunde in mein Haar, und dann schoß ich im Liegen dorthin, wo ich den Arm gesehen hatte. Ich streute dabei mit der Waffe, auch andere Pistolen bellten. Abe schoß ebenfalls mit seinem Revolver. Laub geriet in Bewegung, Zweige knackten, und mit ihnen zusammen fiel die Ninja-Kämpferin zu Boden.

Sie hielt noch ihr Schwert fest, landete und blieb auf dem Bauch liegen.

Ich stand wieder auf den Füßen. Das Blut rann mir in den Nacken.

Darum kümmerte ich mich nicht. Mit einem verbissenen Ausdruck im Gesicht brachte ich Sir James in Deckung. Ich drückte ihn hinter einen Baumstamm.

Blieb noch eine!

Suko und Abe Douglas hatten die Köpfe zurückgelegt. Sie suchten die Baumkronen ab, wo sich nichts mehr rührte. Nur die zahlreichen Vögel waren durch die Schüsse erschreckt worden und flogen kreischend davon.

»Ich verschwinde nicht eher, bis ich nicht die letzte vor die Mündung bekommen habe!« keuchte Douglas.

Die offene Grabstätte war tatsächlich zu einer Umgebung des Todes geworden.

Auf dem Weg standen Bill und Jane mit schußbereiten Waffen. Auch sie sahen kein Ziel.

»Sie ist weg!« sagte Abe.

»Nein, sie ist noch da«, erwiderte Shao. »Ich spüre es.« Dann sah sie mich und das Blut in meinen Haaren. »Himmel, John, was ist denn mit dir passiert?«

»Nur ein Kratzer.«

Wir alle hörten den erstickt klingenden Laut und wußten auch, aus welcher Richtung er gedrungen war.

Genau dort hatte ich Sir James abgestellt. Als Deckung hinter dem Baum. Und wir hörten seine röchelnde Stimme.

»Jetzt bringt sie mich um…«

***

Ob die Zeit noch ausreichte, wußte keiner von uns, aber Suko versuchte es. Er hatte blitzschnell die rechte Hand bewegt und sie gegen seinen Stab gedrückt.

Dann rief er das entscheidende Wort. »Topär!«

Reichte die Zeit? War Sir James schon tot? Keiner von uns wußte es, denn bis auf Suko konnte sich niemand bewegen. Er hatte so laut das

magische Wort gerufen, daß wir alle in dessen Bann gezogen waren, bis eben auf eine Ausnahme. Und das war Suko, der mit gewaltigen Schritten dorthin hetzte, wo Sir James so schrecklich gestöhnt hatte.

Der Inspektor umrundete den Baumstamm.

Er sah beide.

Sir James lag auf dem Boderi. Die dunkel gekleidete Ninja-Kämpferin stand neben ihm. Das Schwert gesenkt. Die Spitze zielte nicht nur auf die Brust des Bewegungslosen, sie hatte sie bereits berührt. Nur war nicht zu sehen, ob sie bereits eingedrungen war.

Suko packte mit beiden Händen zu. Er riß die Mörderin in die Höhe. Die Klinge löste sich von Sir James, dann wuchtete Suko die Frau zur Seite.

Er warf sie weg wie einen Ball, und sie krachte gegen einen Baumstamm.

Die Zeit war vorbei.

Alle bewegten sich, auch die Mörderin. Suko wußte nicht, wie es Sir James ging, er beschäftigte sich mit der letzten der vier Ninja-Kämpferinnen. Die kam mit der neuen Lage noch nicht zurecht, aber sie besaß noch ihr Schwert und sie sah Suko.

Er zielte mit der Beretta auf sie.

Wir kamen ebenfalls heran, griffen aber nicht ein, sondern bauten uns hinter Suko in einem Halbkreis auf.

»Weg mit dem Schwert!« befahl Suko.

Die Frau zögerte. »Wirf es weg!«

Sie nickte und erschlaffte dabei, so daß es so aussah, als hätte sie aufgegeben. Einen Augenblick später sah alles anders aus. Da bewegte sich die Klinge schnell wie ein Schatten. Sie wurde in der Luft gedreht, aber sie fegte nicht auf uns zu, sondern jagte in die Brust der Frau, die zur Seite taumelte, von einem hohen Grabstein gestoppt wurde und nach dem Anprall neben ihm tot zu Boden sank.

Erst jetzt war für uns der Fall Shimada endgültig erledigt!

***

Suko und Abe Douglas hatten Sir James auf die Beine geholfen und gesehen, welches Glück er letztendlich gehabt hatte. Die Spitze der Klinge hatte seine Kleidung bereits aufgeschlitzt und eine erste Wunde auf der Brust in Herzhöhe hinterlassen. Sukos Ruf war wirklich im allerletzten Augenblick erschallt.

Ich war von den anderen weggegangen, hockte auf einem Grabstein und hatte mir ein Taschentuch über den Kopf gelegt, um die Blutung ein wenig zu stoppen.

Natürlich schmerzte sie, aber das Gefühl ignorierte ich. Es war geschafft, wir hatten überlebt, aber der Preis war verflucht hoch gewesen. Die beiden Särge standen noch immer neben dem offenen

Grab. Ich wußte, wer in ihnen lag, und plötzlich stiegen die Wut und die Trauer wie eine Woge in mir hoch.

Am liebsten hätte ich alles zertrümmert, was sich in meiner Reichweite befand.

Meine Freunde schienen zu merken, was in mir vorging. Sie ließen mich in Ruhe, sammelten die beiden toten Ninja-Kämpferinnen ein und legten sie neben die Särge.

Und noch einer war gestorben.

Camacho, der alte Krieger. Auch um ihn trauerte ich. Mochte er sein, wie er wollte, ich hätte ihn gern zum Verbündeten gehabt. Aber das Leben hat eben seine eigenen Regeln, gegen die wir Menschen nicht anstinken konnten…

ENDE